1,70 DM / Band 39
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-
BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Die Rache des Schwertes

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 39

Die Rache des Schwertes

Das Licht blendete mich; gleichzeitig drang es durch meine Haut, sickerte wie flüssiges Feuer in meinen Körper und begann ihn zu verzehren. Obwohl ich fühlte, daß dieses Licht einst ein Teil meiner selbst, etwas Vertrautes und Freundschaftliches gewesen war, brannte es jetzt unerträglich: die Kraft, die es mir einst gegeben hatte, verzehrte mich nun. Schreiend wälzte ich mich herum und versuchte, das Feuer mit meinen Händen zu ersticken. Aber sie glitten durch die Flammen, ohne sie fassen zu können. Waren es überhaupt *Hände?*

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über: Nun wird er von den uralten Dämonen gejagt. Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Die GROSSEN ALTEN – Die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – Die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist nur von kurzer Dauer. Nur durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vorzeitig vernichtet werden. Robert besitzt vier davon.

Die SIEBEN SIEGEL DER MACHT – Magische Kleinode verschiedenster Größe und Form, die zusammengefügt die Macht haben, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Robert besitzt bereits vier davon und sucht nach einer Möglichkeit, sie zu vernichten. Sie befinden sich im Safe seines Hauses in London.

Nizar – Ein sadistischer, fetter Magier, Herrscher über einen Großteil der Arabischen Wüste. Er herrscht in seiner Festung des Dschinn grausam und jähzornig über die Beduinenstämme. Seine Macht bezieht er aus einem großen Rubin dem Auge des Satans.

Die Tore – Das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen…

Die Tempelritter – Ein Geheimbund, der seit der Zeit der Kreuzzüge existiert und 1307 vom französischen König Phillip dem Schönen

(scheinbar) zerschlagen wurde. Doch die Tempelritter bestanden weiter und haben heute in fast allen Ländern der Erde Logen. Ihr innerer Zirkel besteht aus den sogenannten MASTERN, die je ein »Spezialgebiet« beherrschen, z. B. der Storm-Master die Macht des Windes. Ihr oberster Ordensherr war Jean Balestrano, der bei den Kämpfen um Necrons Drachenburg ums Leben kam.

Guillaume de Saint Denis und Renard de Banrieux – Zwei Tempelritter, die im Auftrag ihres Ordens das Auge des Satans in ihre Gewalt bringen sollen. Dabei bedienen sie sich Mitteln, die den Regeln des Ordens zuwiderlaufen – sie versichern sich der Hilfe eines schwarzmagischen Wesens, eines Flaschengeistes.

* * *

Die Welt des Hexers

Von einer geheimnisvollen Sandrose nach Arabien gelockt, wird Robert Craven in einen Krieg verwickelt, der zwischen dem arabischen Kapitel der Tempelritter, den Beduinenvölkern der Wüste und einem gefährlichen Magier namens Nizar tobt. Nizar besitzt einen Rubin, das Auge des Satans, mit dessen Magie er sich zum Herrscher der Wüste aufgeschwungen hat. Die Beduinenstämme, die sich gegen seine Tyrannei auflehnen, macht seine Armee von Mumienkriegern blutig nieder. Die Templer sehen mit Schrecken, daß sich Nizars Macht immer weiter ausdehnt, und sie trachten danach, ihm den Rubin abzujagen. Doch Nizars Kräfte sind zu groß, und er wehrt die Templer ab. So erwecken zwei von ihnen, Renard de Banrieux und Guillaume de Saint Denis, ein Wesen, mit dessen Hilfe sie Nizar bezwingen wollen: einen Flaschengeist. Der Dschinn erscheint Guillaume in der Gestalt einer Frau – der Frau seiner Träume und verhext das Herz des Tempelritters. Doch selbst er kann gegen Nizar nicht bestehen. Aber es gibt noch eine Möglichkeit – einen fremden Zauberer, der ganz in der Nähe auftauchte: Robert Craven. Die Dschinn verspricht, Robert mit Nizar zu konfrontieren.

Derweil hat unser Hexer einiges durchgemacht: Von einer Armee-Einheit schottischer Highlanders aus den Klauen lynchwütiger Araber errettet, trifft er im Camp auf die Tochter des Kommandanten, Letitia, die sich prompt in ihn verliebt. Auf einem Ritt werden die Soldaten von Aufständischen überfallen und niedergemacht; allein Robert und Letitia überleben und treffen im Lager der Beduinen auf Ali, einen gefangenen Wüstenprinzen, dessen Volk sich gegen Nizar erhoben hat.

Nizars Vasallen tauchen auf und wollen die drei zu ihrem Herrn schaffen. Nach etlichen Wendungen, die hier nicht weiter aufgeführt werden sollen, steht Robert Nizar gegenüber. Doch der Kampf scheint hoffnungslos, Nizars Macht zu groß, da greift ein unsichtbares Wesen – die Dschinn – ein und hilft Robert. Die Quelle von Nizars Macht zersplittert, sein Zauber versagt. Der fette, sadistische Magier fällt nun seinen eigenen Kräften zum Opfer und vergeht. Der Rubin – das fünfte der SIEBEN SIEGEL DER MACHT, wie Robert nun erkennt – kann das Trugbild aus Wahnsinn und Tod nicht länger erhalten – die Festung erbebt, die Mumienkrieger zerfallen zu Staub.

Nur mit knapper Not gelingt den drei Freunden die Flucht aus Nizars einstürzender Burg, und sie kehren zu Alis Stamm zurück. Mittlerweile haben sich Ali und Letitia ineinander verliebt, und sie bleibt bei dem Wüstenprinzen. Robert verläßt mit einem Führer und dem Rubin das Lager…

* * *

Ich erwachte schreiend. Mein Körper war mit kaltem, klebrigem Schweiß bedeckt, und mein Herz hämmerte so schnell, als hätte ich einen Zehn-Meilen-Lauf hinter mir. In meinen Ohren war ein dumpfes, an- und abschwellendes Rauschen; bizarre Erinnerungsfetzen und Bilder schossen durch meinen Kopf, Szenen, die ich niemals gesehen oder erlebt hatte.

Es dauerte lange, bis ich dem Griff des Alptraumes weit genug entronnen war, um abermals die Augen öffnen zu können.

Diesmal war meine Umgebung so, wie sie sein sollte: Ich blickte gegen die Decke eines kleinen, nur auf zwei Stangen errichteten Zeltes, durch die das helle Licht der Sonne sickerte. Der Eingang stand offen.

Wind blies den feinen Wüstensand in das Zelt herein und hatte bereits damit begonnen, mich damit zuzudecken. Sand knirschte zwischen meinen Zähnen.

War es wirklich nur ein Alptraum gewesen?

Ich hatte… Dinge gesehen. Eine Gestalt mit schwarzen Tentakelarmen, die mir erschreckend real vorgekommen war. Aber nach allem, was ich in diesem staubigen Teil der Erde erlebt hatte, war es schließlich kein Wunder, wenn ich anfing, Gespenster zu sehen…

Ich verscheuchte die unangenehmen Bilder vollends aus meinem Bewußtsein – zumindest versuchte ich es –, setzte mich auf und tastete mit vom Schlaf verklebten Augen nach der Wasserflasche. Mein Gaumen brannte, und in meinem Mund war ein bitterer Geschmack, daß mir beinahe übel wurde. Hastig öffnete ich den Verschluß des Wasserschlauches, registrierte unbewußt, wie sonderbar leicht er sich anfühlte, und schüttelte ihn ein paarmal.

Er war leer. Sonderbar – ich hätte schwören können, daß er am Abend zuvor noch mindestens halbvoll gewesen war. Aber Wasser war nun gottlob das kleinste meiner Probleme, obgleich ich mich an einem der trockensten Orte des Erdballes aufhielt. Ich wälzte mich herum und steckte den Kopf aus dem Zelt.

»Heh, Mahmout, reich mir doch mal einen vollen Wassersack rüb...« Ich verstummte mitten im Wort, denn die Stelle, wo sich mein Begleiter gestern abend zum Schlafen niedergelegt hatte, war ebenso leer wie der Wasserschlauch. Der Sand hatte sogar den Abdruck seines Körpers schon wieder zugeweht. Ebenso wie seine Spuren.

Noch immer nicht ganz wach, aber bereits von einem bohrenden Gefühl der Unruhe erfüllt, kroch ich aus dem Zelt, schüttelte mir den Sand aus den Haaren und rieb mit dem Handrücken über meine aufgesprungenen Lippen. Ausgerechnet jetzt meldete sich der Durst mit einer Heftigkeit, die mir sehr drastisch vor Augen führte, wie heiß es in diesem Teil der Wüste war. Und jetzt fiel mir auch auf, wie hoch die Sonne bereits am Himmel stand. Gestern abend hätte ich Mahmout am liebsten erwürgt, als er gesagt hatte, daß wir um vier Uhr in der Frühe aufbrechen würden – einer Stunde, um die ich normalerweise zu Bett zu gehen pflegte. Jetzt war es mindestens zehn Uhr morgens, und von Mahmout war weit und breit nichts zu sehen. Von seinem Kamel übrigens auch nicht.

Ebensowenig wie von meinem. Oder dem Packtier.

Um präzise zu sein, war unser gesamtes Lager verschwunden. Nur mein Zelt stand noch verlassen im Sand.

Ich vergaß schlagartig die letzte Spur von Müdigkeit, fuhr mit einem erschrockenen Laut herum und starrte in die Wüste hinaus. Nichts. So weit ich blicken konnte, erstreckten sich die gelbbraunen Sanddünen, nur hier und da unterbrochen von einem kantigen Felsen, der wie ein Riff aus den erstarrten Wellen eines braunen Meeres emporragte.

Es gab keinen Zweifel – Mahmout hatte sich im wahrsten Sinne des

Wortes aus dem Staube gemacht!

Und mich unter Umständen damit dem sicheren Tod preisgegeben.

Meine Lage war weniger spaßig, als ich im Moment bereits zuzugeben bereit war. Vier Tage waren vergangen, seit ich das Lager der Beni Assar verlassen hatte, um nach Alexandria zu reisen: Ali, der junge Scheik, hatte mir die drei Kamele geschenkt und mir Mahmout als Begleiter mitgegeben, um seine Dankesschuld für die Errettung seines Stammes aus den Klauen des wahnsinnigen Magiers Nizar abzutragen. Außerdem wollte er mich wohl aus dem Lager entfernen, bevor Letitia Mandon Trowne ihren Entschluß bereuen konnte, ihn zu heiraten.

Mir war es recht. Ich hätte wirklich nur ungern diese junge Dame in die Zivilisation zurückbegleitet. Unmittelbar nach den Ereignissen in der Festung der Dschinn hatte sie zwar Angst, ja fast schon Abscheu vor mir und meiner magischen Macht empfunden, doch mittlerweile hatte der Gedanke an mein Bankkonto diese Furcht arg gedämpft, so daß ich froh war, das Beduinenlager verlassen zu können. Und ich hatte eine ziemlich deutliche Vorstellung davon, wer die Heirat wohl eher bereuen würde als Letitia.

Jetzt bedauerte ich, so rasch zum Aufbruch gedrängt zu haben. Obwohl sich etwas in mir noch gegen diesen Gedanken sträubte, mußte ich die Tatsache hinnehmen, daß mich Mahmout nicht nur führer-, sondern auch wasser- und lebensmittel- und zu allem Überfluß völlig orientierungslos in der Wüste zurückgelassen hatte. Und das war ganz und gar nicht komisch, denn ich hatte weder eine Ahnung, wo ich war, noch in welche Richtung ich zu gehen hatte, um irgendwohin zu kommen.

Die nächsten fünf Minuten verbrachte ich damit, Mahmout nach Kräften zu verfluchen und alle Schimpfworte herunterzubeten, die ich von Ali gelernt hatte. Dieses diebische Stück hatte wirklich keine Zeit verloren. Selbst wenn der Wind nicht gemeinsame Sache mit ihm gemacht und seine Spur bereits verweht hätte, hätte es wenig Sinn gehabt, ihm zu folgen. Die Wüste zu Fuß zu durchqueren, war vollkommen aussichtslos. Die Temperaturen pflegten hier gegen die Mittagszeit um vierzig oder fünfzig Grad Celsius zu liegen.

Im Schatten. Aber es gab keinen.

Als wäre dieser Gedanke ein Anstoß gewesen, spürte ich plötzlich, wie stark die Sonne schon jetzt vom Himmel brannte. Die Wüste war bereits so aufgeheizt, daß die Hitze durch die Sohlen meiner Schuhe

drang. Ich war in Schweiß gebadet, obgleich ich mein Nachtlager erst vor wenigen Augenblicken verlassen hatte.

Ich stolperte zum Zelt zurück und kroch auf Händen und Knien hinein. Aber auch hier fand ich keinen Schutz gegen den Biß der Sonne, die durch die dünne Leinwand hindurchbrannte, als wäre sie gar nicht vorhanden. Die Luft hier drinnen war so stickig und heiß, daß jeder Atemzug schmerzte. Verzweifelt öffnete ich die Schnur des Wasserbeutels und sog die wenigen Tropfen, die noch in ihm waren, gierig heraus. Es reichte nicht einmal aus, meine Lippen zu benetzen.

Ich fragte mich, welchen Grund Mahmout für seinen Verrat gehabt hatte. Im Normalfall ließ ein Beduine niemanden, der ihm anvertraut war, im Stich. In meiner ersten Überlegung unterstellte ich ihm Habgier. Mein Stockdegen, der ihn vielleicht hätte reizen können, lag jedoch halb vom Sand verdeckt neben der Decke, auf der ich geschlafen hatte. Rasch tastete ich den kleinen Beutel ab, in dem ich meine persönliche Habe verstaut hatte. Es war noch alles vorhanden, auch das Siegel, dessen magische Energien ich selbst durch den Stoff und das Leder hindurch spürte.

Damit blieben nur die Kamele übrig. Drei Dromedare stellten für einen armen Araber sicherlich eine Verlockung dar. Aber sie gegen den Zorn Scheik Alis einzutauschen, der ihn um die halbe Welt jagen würde, wenn er von seinem Verrat erfuhr – nein, so dumm konnte Mahmout nicht sein.

Angst?

Es war möglich. Obgleich ich ihren Scheik gerettet und ihr Volk vor der Knechtschaft bewahrt hatte – zumindest hatte ich mitgeholfen, es zu tun –, hatte ich die Furcht gespürt, mit der die Beni Assar mich anblickten, wenn sie glaubten, ich merkte es nicht. Mahmout konnte in mir… irgend etwas eben gesehen haben. Vielleicht einen Abgesandten des Schejtan. Vielleicht einen Dschinn. Vielleicht auch nur einen Narren, den er getrost in der Wüste zurücklassen konnte, ohne daß sein Fehlen irgend jemandem auffiel. Dazu war ich noch ein Ungläubiger für ihn, ein Giaur. Somit würde ihm der Verrat, den er mir gegenüber begangen hatte, nicht den Eintritt in das Paradies verwehren.

Allerdings war ich zu diesem Zeitpunkt dem Paradies weit näher als Mahmout. Ich war mir alles andere als sicher, ob ich den heutigen Tag ohne Wasser überhaupt überstehen würde. Ich würde mich frühestens am Abend auf den Weg machen können, und bis dahin hatte mich die

Hitze wahrscheinlich schon so ausgelaugt, daß ich nicht mehr in der Lage war, ein Bein vor das andere zu setzen.

Die verschiedensten Ideen schossen mir durch den Kopf, wie ich meine Kräfte erhalten konnte. Die meisten von ihnen waren von vornherein sinnlos, da mir die Möglichkeiten fehlten, sie in die Tat umzusetzen. Die einzige Chance, die ich noch sah, war, mich wie ein Skorpion im Sand einzugraben. Ich raffte meine Decken zusammen, legte sie griffbereit neben mich und begann zu schaufeln. Der Sand fühlte sich unter meinen Händen so heiß an, daß ich mein Vorhaben beinahe aufgegeben hätte. Außerdem rutschte er immer wieder in das Loch zurück, so daß ich große Mühe hatte, mir die Grube zu graben, die hoffentlich nicht mein Grab werden würde.

Meine Muskeln begannen sich schon bald zu schmerzhaften Stricken zusammenzuziehen. Wahrscheinlich war es nur noch meine Wut auf Mahmout, dem ich die Pest auf den Hals wünschte, die mir die Kraft gab, weiterzumachen. Schließlich behauptete mein überanstrengter Körper, daß das Loch groß genug sei. Ich legte mich hinein und schaufelte den Sand über mich, so daß nur mein Gesicht freiblieb. Zu meiner Überraschung fühlte sich der Sand in der Grube angenehm kühl an. Erleichtert schloß ich die Augen, schickte Mahmout noch einen lautlosen Fluch hinterher und fiel in einen Dämmerzustand, der halb zwischen Schlafen und Wachen lag, um meine Kräfte zu schonen.

* * *

»Er kommt.«

Guillaume de Saint Denis hörte Bruder Renards Worte kaum. Er fühlte sich wie im Fieber. In seinen Ohren rauschte das Blut, und die Hitze, die sich unter seinem zum größten Teil aus Kettengeflecht bestehenden Templergewand gestaut hatte, dörrte seinen Körper unbarmherzig weiter aus. Seine Augen tränten ununterbrochen.

Aber das alles lag weniger an der Wärme und den jetzt seit Tagen dauernden Strapazen, als er Renard de Banrieux Glauben machen wollte. Es hatte einen anderen Grund. Einen gänzlich anderen.

Sie waren zu spät gekommen. Robert Craven, der Magier aus England, den sie durch geschickte Manipulationen dazu gebracht hatten, sich Nizar zu stellen und ihn zu bekämpfen, hatte ein wenig zu gut gearbeitet. Als sie den Marathonritt zu Nizars Wüstenfestung hinter sich gebracht hatten, hatten sie gerade noch gesehen, wie die Burg zu

zerfallen begann; eine Ruine, die jetzt, da die magischen Kräfte, die sie erhalten hatten, erloschen, in wenigen Stunden einen Verfall erlebte, der normalerweise Jahrtausende gewährt hätte.

Trotzdem waren sie in das zusammenbrechende Gemäuer eingedrungen. Aber sie hatten weder von Robert Craven noch vom Auge des Satans auch nur eine Spur gefunden.

Und auch sie war nicht da gewesen.

Guillaume hätte sich wohl eher die Zunge herausreißen lassen, ehe er diesen Umstand zugegeben hätte – aber es war nicht mehr allein sein Haß auf Nizar, nicht mehr der Befehl, das Auge zu beschaffen, nicht mehr sein Wille, die Sandrose zu erstürmen, die ihn weitertrieben. Es war die Frau.

Die Dschinn.

Nur einmal, und nur für wenige Sekunden, hatte er sie gesehen, aber diese Augenblicke hatten gereicht, sein Leben zu verändern. Guillaume wußte, daß er nie wieder der alte sein würde. Nicht, wenn er sie nicht wiedersah. Und erst recht nicht, wenn es ihm gelang.

»Hörst du, was ich sage, Bruder?« fragte Renard. »Der Heide kommt.«

Guillaume fuhr hoch, lächelte entschuldigend und tat so, als wäre ihm das mißtrauische Stirnrunzeln Renards nicht aufgefallen. Schlimmstenfalls konnte er sich darauf herausreden, daß er jetzt seit einer Woche fast ununterbrochen im Sattel saß und zu Tode erschöpft war. Nein, die Gefahr, daß sein finsteres Geheimnis entdeckt wurde, bestand nicht.

Nicht von Menschen, hieß das.

Und was sein Seelenheil anging – wenn es so etwas gab, dann hatte er es bereits verloren. Und er war bereit es zu opfern, wenn er sie nur wiedersah. Er mußte sie haben. Er mußte einfach.

Um Renards Mißtrauen nicht noch weiter zu schüren, wandte er sich mit einer bewußt raschen Bewegung um und trat neben ihn, die rechte Hand auf dem Schwert. Sein Blick tastete über den Rand des geborstenen Felsens hinweg in die Wüste und saugte sich an der in schwarzen Stoff gekleideten Gestalt fest, die hoch zu Kamel auf ihre Deckung zuritt.

Zwei weitere, beladene Kamele folgten dem Mann. Guillaume lächelte

dünn. Craven hatte sie überlistet – freilich unabsichtlich und ohne es zu ahnen –, aber noch war das Spiel nicht vorbei. Noch lange nicht.

Die beiden Tempelritter warteten schweigend, bis der Mann näher kam und in einiger Entfernung absaß. Es war ein Beni Assar, wie sie an seiner Kleidung erkannten, ein hochgewachsener sehr schlanker Mann unbestimmbaren Alters, dessen Gesicht fast völlig von einem struppigen schwarzen Vollbart verborgen wurde.

Mit gemessenen Schritten – die rechte Hand wie durch Zufall auf dem Griff des Krummsäbels an seiner Seite – näherte er sich der Felsgruppe und blieb erst stehen, als er Renard de Banrieux ansichtig wurde.

Guillaume preßte sich in den schwarzen Schlagschatten des Felsens und bemühte sich, möglichst flach zu atmen. Er wußte, daß diese Wüstensöhne manchmal über schier übermenschlich scharfe Sinne verfügten.

»Hast du getan, was wir verlangten?« begann Renard.

Mahmout nickte. »Der fremde Zauberer ist allein«, sagte er. »Nicht weit von hier. Eine Stunde, mit euren Pferden.« Eine braune, alles andere als saubere Hand tauchte unter dem Stoff seiner schwarzen Jellaba auf. Einen Moment lang blickte Renard diese Hand mit bewußt übertrieben geschauspielertem Unverstehen an, dann nickte er, griff in seinen Beutel und nahm drei Goldmünzen hervor, händigte sie Mahmout jedoch noch nicht aus.

»Du bist sicher, daß niemand davon erfährt?« fragte er.

Mahmout nickte ungeduldig. »Ich werde eine Woche fortbleiben und dann in unser Lager zurückkehren«, sagte er. »Niemand wird es wissen. Wenn ihr euer Wort haltet und ihn wirklich wegschafft, heißt das.«

»Wir halten unser Wort«, sagte Renard. »Er wird an einen Ort gebracht werden, wo seine Zauberkräfte keinen Schaden mehr anrichten können.«

»Ich hoffe, du sagst die Wahrheit«, versetzte Mahmout. »Die Giaur reden mit gespaltener Zunge, das weiß jeder.«

»Besser eine gespaltene Zunge als ein gespaltener Schädel, nicht?« sagte Guillaume, während er aus seinem Versteck hervortrat.

Mahmout fuhr zusammen, wirbelte herum und versuchte seine Waffe

zu ziehen, als er den zweiten Tempelritter mit hoch erhobenem Schwert hinter sich stehen sah.

Er schaffte es beinahe.

* * *

Kurz bevor die Sonne unterging, wühlte ich mich aus meinem Loch heraus und kämpfte mich ins Freie. Die Gluthitze, die vor dem Zelt herrschte, traf mich wie ein Hammerschlag. Mein Durst erwachte zu jäher Agonie. Ich hatte das Gefühl, kleingehacktes Sandpapier zu atmen. Für einen Moment drohte mich die Verzweiflung zu übermannen. Alles in mir schrie danach, einfach loszustürmen, ganz egal wohin, nur weg.

Aber jetzt blindlings loszurennen, wäre wohl das Dümmste, was ich überhaupt tun konnte. Ich wäre keine hundert Yards weit gekommen, in diesem Glutofen.

Ich raffte alles, was ich mitnehmen wollte – unter anderem den leeren Wasserschlauch – zusammen und wickelte zum Schluß eine meiner Schlafdecken zu einem primitiven Turban zusammen, den ich mir über den Kopf stülpte. Auf jeder arabischen Modenschau wäre ich damit durchgefallen, aber ich hoffte, daß ich so wenigstens der schlimmsten Hitze Paroli bieten konnte.

Mit dem letzten Licht des Tages verließ ich das Zelt, wandte mich nach Norden und stieg keuchend die größte Düne hoch, um mich zu orientieren – eine Mühe, die ich mir hätte sparen können, denn es gab absolut nichts, was der Kletterei wert gewesen wäre. Nichts als Sand. Sand, Sand, Sand, soviel ich nur wollte. Und noch eine ganze Menge mehr.

Mein Mut sank, soweit das überhaupt noch möglich war. Aber ich marschierte tapfer los.

Was blieb mir auch anderes übrig?

* * *

Die Wüste kühlte merklich ab, nachdem die Sonne jenseits der Dünen untergegangen war. Zunächst fand ich es nach der entsetzlichen Hitze des Tages recht angenehm. Doch die Temperaturen sanken immer

weiter, bis sie beinahe den Gefrierpunkt erreichten. Längst hatte ich meine Jacke, die ich um die Hüften getragen hatte, wieder übergezogen, aber auch das nutzte nur wenig. Die Kälte drang mir durch meine Kleidung bis ins Mark. Nach einer Weile begann sie mir ernsthaft zuzusetzen. Und nach einer weiteren Weile begann ich mir fast die Hitze des Tages zurückzusehnen.

Ich rieb mir mit den Händen über die klammen Arme und den Oberkörper, um mir durch die Reibung zumindest das Gefühl der Wärme zu geben. Doch ich merkte schnell, daß mich jede überflüssige Bewegung Kraft kostete. Und ich hatte keine Kraft zu verschwenden. Meine Beine fühlten sich ohnehin schon an wie hölzerne Stelzen mit weichen Gummigelenken anstelle von Knien und Hüften.

Hinzu kam, daß der Sand in diesem Teil der Wüste zwar immer wieder von kantigen Felsbrocken durchsetzt, aber ansonsten fein wie Wasser war. Immer wieder rutschte ich aus und fiel in den Sand. Er sah zwar weich und nachgiebig aus, doch er war es nicht.

Außerdem hatte er die unangenehme Eigenschaft, in jede Ritze und Falte meiner Kleidung zu dringen. In meinen Schuhen schleppte ich beinahe schon mehr Sand mit mir herum, als es in dieser verdammten Wüste überhaupt gab. Obwohl ich sie immer wieder ausleerte, rieb ich mir dennoch schon auf der ersten Meile die Füße wund. Dazu kratzte mir der Sand den Kragen und andere, edlere Stellen wund. Ich dachte an Mahmout und warf alles über den Haufen, was ich ihm anzutun mir im Laufe des langen Tages ausgedacht hatte. Mit jedem Schritt, den ich tat, kamen mir bessere Ideen.

Dann – es mußte Mitternacht sein – sah ich die Palmen.

Sie tauchten so plötzlich hinter einer Düne auf, daß ich im ersten Moment fest davon überzeugt war, einer Fata Morgana zum Opfer zu fallen. Aber sie waren real: ein halbes Dutzend dünner, gebogener Schatten, die sich schwarz vor dem samtblauen Nachthimmel abzeichneten und deren Blätter traurig herunterhingen. Ich blieb stehen, rieb mir über die Augen, ging in die Hocke und machte einen Luftsprung – eine der wenigen Methoden, eine Fata Morgana wirklich als das zu erkennen, was sie war – aber die Palmen blieben unverrückbar dort, wo sie waren.

Der Anblick gab mir neue Kraft. Nicht einmal die Kälte vermochte mir jetzt noch etwas anzuhaben.

In den ersten beiden Stunden.

* * *

Irgendwann in der Nacht frischte der Wind auf. Er schien aus der Antarktis zu kommen, so kalt war er. Es hätte mich auch nicht gewundert, wenn plötzlich Schneeflocken vom Himmel gefallen wären. Und mehr als einmal hatte ich den Verdacht, doch einer jener heimtückischen Luftspiegelungen aufgesessen zu sein, die sich hinter dem so harmlos klingenden Namen Fata Morgana verbargen, denn die Palmengruppe wollte und wollte nicht näher kommen. Schließlich gab ich es auf, alle fünf Minuten nach vorne zu schauen, sondern trottete im Halbschlaf weiter und achtete nur darauf, die Richtung nicht zu verlieren.

Ich kicherte bei der Vorstellung, der Weihnachtsmann würde plötzlich auftauchen und seinen Schlitten anhalten um mich mitzunehmen – egal wohin.

Oder hatte der Weihnachtsmann in der Wüste Kamele vor seinen Schlitten gespannt?

Ich steigerte mich so in diesen Gedanken hinein, daß ich beinahe an den Palmen vorbei gelaufen wäre. Erst als etwas zuerst auf meinen Kopf und dann vor meine Füße fiel, blieb ich stehen. Ich bückte mich und hob das Ding auf. Es war eine reife Dattel. Mühsam drehte ich mich um und starrte die kleine Oase wie ein Wunder an. Erst jetzt, und nur sehr, sehr langsam, drang die Erkenntnis an mein Bewußtsein, daß ich während der letzten Stunden in einer Art Trance gewesen sein mußte. Wahrscheinlich das Vorstadium des Deliriums.

Aber ich war gerettet.

Ein gutes Dutzend verwilderter Dattelpalmen gruppierte sich um einen Tümpel, der an der tiefsten Stelle der Oase lag. Die Pfütze war so winzig, daß ein einziges Kamel sie hätte aussaufen können. Doch sie war mit Wasser gefüllt. Alles andere war mir in diesem Augenblick egal.

Ich stieß einen krächzenden Schrei aus, ließ meinen Beutel und meinen Degen fallen und begann zu laufen. Dann hatte ich den Teich erreicht, fiel neben ihm in die Knie und wollte mit den Händen ins Wasser greifen.

Ich stockte mitten in der Bewegung, Mein Herz schien sich zu einem schmerzhaften Klumpen zusammenzuziehen. Eine eisige Hand strich über meinen Rücken.

Auf dem Grunde des Teiches, nur mit wenigen Inches Wasser bedeckt, lag ein grinsender Totenschädel. Davor zwei gekreuzte Knochen, so perfekt, daß es einfach kein Zufall sein konnte.

Ich kämpfte die hysterische Stimme in meinen Gedanken nieder, die mir zuschrie, daß ich mich gefälligst den Teufel um dieses geschmacklose Souvenir kümmern und trinken sollte, bis ich platzte, und wich zitternd einen Schritt zurück.

Und jetzt entdeckte ich auch die Knochen, die um den Teich herumlagen und selbst noch den Hang bedeckten. Das Mondlicht tauchte sie in ein seltsames, weißes Licht, in dem sie fast lebendig erschienen, sonderbar eckige weiße Larven, die mich aus augenlosen Schädeln anstarrten.

Ich stand schwerfällig auf und sah mir die Knochen genauer an. Ein großer Teil von ihnen konnte nicht verleugnen, daß er von Menschen stammte. Doch auch die Gerippe vieler Tiere, darunter von Dromedaren, einigen Pferden, Gazellen und selbst von einem Löwen lagen um dem Teich verstreut.

Das Wasser war vergiftet! All diese Menschen und Tiere hatten wie ich vom Durst gepeinigt Rettung gesucht und waren ihm zum Opfer gefallen. Eine kleine, genau überlegte Bosheit des Schicksals: ein kristallklarer See inmitten eines Glutofens, der erbarmungslos jeden Tropfen Flüssigkeit verdampfen ließ. Wer immer hierher kam, würde wie ich an nichts anderes denken als daran, endlich zu trinken.

Aber ein einziger Schluck dieses kristallklaren Wassers, und ich würde nie wieder Durst haben.

Doch mein von Hitze und Überanstrengung ausgelaugter Körper schrie mit aller Gewalt nach Wasser. Ich wußte, daß ich sterben würde, wenn ich trank. Aber es war mir – fast – egal. Wenn ich nicht trank, starb ich ebenfalls, nur wahrscheinlich um einiges qualvoller.

Wieder näherte ich mich dem Teich, kniete davor nieder und streckte die Hände aus, um sie in das kühle, köstliche Naß zu tauchen.

Aber noch war mein klarer Menschenverstand stärker als mein Durst; ich richtete mich wieder auf, kroch ein Stückweit vom Tümpel fort und legte mich in den Sand, so, daß ich den See nicht sehen konnte, wenn ich die Augen aufschlug.

Wenn ich sie noch einmal aufschlagen sollte.

* * *

Hätte ER so etwas wie Zorn gekannt, so wäre ER sehr zornig gewesen, zornig über sich selbst. Je mehr ER in die Tiefen seiner Erinnerung vordrang, die durch den Rückstrom seiner Energien und der Gedächtnisinhalte Nizars und aller anderen, die der magische Sog mitgerissen hatte, erweitert worden war, um so stärker erkannte ER, daß ER Fehler begangen hatte, die zu vermeiden IHM ein leichtes gewesen wären. Doch sein Bestreben, die Schlupfwinkel Der Dreizehn zu entdecken und sie zu vernichten, hatte seinen Sinn für die Realität getrübt.

So hatte ER seine Macht nur deshalb jenseits der Zeitbarriere verankert, um Die Dreizehn daran zu hindern, ihre eigene Macht dort ungestört auszubauen. ER konnte im nachhinein nicht mehr begreifen, weshalb ER so dilettantisch vorgegangen war. So hatte ER sich weder um die Machtverhältnisse jener Epoche gekümmert, noch sich genauer mit den dort existierenden Geschöpfen befaßt.

Es war schon ein großer Fehler gewesen, sich einige dieser Wesen als seine Diener zu erwählen, ohne sie und ihre Gedanken genauer zu kennen. Sein fatalster Irrtum war es jedoch gewesen, daß ER sich beim Aufbau SEINER Bastionen anscheinend im Kontinent geirrt hatte. ER hatte sie nicht dort errichtet, wo die dunkle Festung des Handlangers Der Dreizehn lag, sondern in jener großen Wüste, die sich im Nordosten der »Afrika« genannten Landfläche erstreckte.

Oder hatte ER damals einen Grund gehabt, seine Bastionen auf diesen Teil der Erde zu verankern? Irgendwie verspürte ER plötzlich dieses Gefühl, ohne jedoch sagen zu können, weshalb, denn der letzte Kampf mit einem Der Dreizehn hatte ihn doch so sehr geschwächt, daß er viel Wissen um das, was früher geschehen war, verloren hatte.

Auf alle Fälle war es IHM nicht gelungen, SEINE Bastionen in die direkte Konfrontation mit dem Handlanger Der Dreizehn zu bringen. Zudem hatte ER sich dadurch noch ein weiteres Problem aufgeladen. Jene Geschöpfe nämlich, die unter dem Zeichen der quer übereinandergelegten Balken – sie nannten dieses Symbol anscheinend »Kreuz« – ihr eigenes Spiel trieben. Da das Treiben dieser Leute nicht von Verstand und Logik, sondern von wirren Emotionen gelenkt wurde, hatten diese – diese Tempelritter SEINE Festungen als Bedrohung angesehen und bekämpft.

Diese Kampfansage hatte ER als so lächerlich empfunden, da ER

keinen zweiten Gedanken daran verschwendet hatte, zumal ER seine Bastionen gut verteidigt glaubte. Immerhin hatte ER einen Teil SEINER selbst als eine Quelle magischer Energie manifestiert, auf die seine Diener in Zeiten der Gefahr zurückgreifen könnten. Zudem hatte ER seinem mächtigsten Diener – Nizar – das aus SEINEN Gedanken geschaffene Yighhurat, das jener Das Auge des Satans nannte, als ultimate Waffe übergeben.

ER glaubte alles so gut durchdacht, daß ER keinen Gedanken an ein mögliches Scheitern seiner Diener verschwendet hatte. Und doch war es den Tempelrittern gelungen, seine Bastionen aufzuspüren und zu vernichten. Und das alles, weil ER nicht beachtet hatte, daß seine Diener eigene Gedanken und eigene Pläne entwickeln würden.

Nizar vor allem, dessen Ehrgeiz und Machtgier ER völlig übersehen hatte, weil ER nicht wußte, daß es solche Dinge überhaupt gab. Doch wer mit Den Dreizehn kämpfte, der durfte nicht den Fehler begehen, sich überraschen zu lassen. Vor allem nicht durch die eigenen Diener. Nizar hatte die Macht, die ER ihm übertragen hatte, nicht zum Kampf gegen die Handlanger Der Dreizehn benutzt, sondern dazu, sich einen eigenen Machtbereich zu schaffen. Damit hatte Nizar SEINEN Plänen geschadet.

Nizar würde IHM zwar nun nicht mehr schaden können. Doch durch seine Fehler war das Yighhurat in die Hände des Feindes gefallen. Und dies war schlimmer als selbst ein verlorener Kampf mit einem Der Dreizehn. Denn nun konnten die Tempelritter SEINE eigene Kraft gegen IHN einsetzen.

ER begriff plötzlich, daß ER schon wieder dabei war, einen Fehler zu begehen – nämlich eine Hypothese aufzustellen, deren Fakten ER nicht überprüft hatte. Dies durfte nicht mehr geschehen. SEINE Position in der Zukunft war schon so stark erschüttert, daß es sein persönliches Erscheinen bedurfte, um sie überhaupt noch retten zu können. ER hätte ihren Schutz niemals niedrigen Kreaturen anvertrauen dürfen, sondern sich selber darum kümmern müssen.

ER lenkte SEINE Gedankenströme in die Zukunft, um sich dort zu manifestieren. Es ging leichter, als ER erwartet hatte, da die magische Barriere, die SEINE Zeit von der Zukunft trennte, von einem magisch befähigten Handlanger Der Dreizehn niedergerissen worden war. ER spürte, wie seine Sinne einen Gegenpol fanden, so fremdartig menschlich und doch irgendwie aus dem äonenlangen Kampf mit Den Dreizehn vertraut. Er vertraute sich dem Sog an, der auf ihn wirkte; und löste sich aus der ihn umgebenden Zeit. Schon nach kurzer Zeit

verlor ER die Fähigkeit zu denken. Klammer Nebel umgab IHN, und ein schrilles Geräusch, das sich wie kristallsanddurchsetzter, pfeifender Wind anhörte, peinigte SEINE Sinne.

Je weiter ER sich von seiner eigenen Zeit entfernte, um so kälter wurde der Nebel; der jaulende Wind steigerte sich bis zum grellen Stakkato. ER, der jetzt nur eine leere Hülle war, ein Ding, das von gewaltigen Kräften, die ER weder steuern oder gar beherrschen konnte, durch die Epochen transportiert wurde, befürchtete mit einem Rest SEINES Instinktes, sich in den unergründlichen Tiefen des Wahnsinns zu verlieren.

Doch nach einer Weile erlosch das Heulen mit einem klagenden Laut. ER tauchte aus dem Dunkel empor, das IHN umschlungen hatte, und öffnete SEINEN Geist zum ersten neuen Gedanken, so wie ein neugeborenes Kind seine Lungen zum ersten Atemzug des Lebens füllt. Dann blickte ER sich um, musterte die Bastion, in der ER sich materialisiert hatte, und entsandte SEINE magischen Fühler, um zu prüfen, ob ER schon in der Lage war, SEINE Umgebung zu beherrschen.

Obwohl alles vom dunklen Hauch der Todfeinde durchdrungen schien, gehorchten IHM die Kristallformationen sofort. ER fühlte eine gewisse Befriedigung und begann sich in SEINER neuen Bastion einzurichten. Mehr zufällig lenkte ER einen Gedankenfühler in die Umgebung und…

Es traf IHN wie ein Schock. Die Templer hatten IHN erwartet! Und sie standen zum Angriff bereit!

Gleichzeitig verspürte ER die Ausstrahlung des Yighhurats, suchte den Kontakt zu ihm und schaute hindurch. Im ersten Augenblick verblüffte IHN die magische Kraft des Menschen, in dessen Besitz sich das Auge befand. Doch schnell erkannte ER, daß es sich um keinen Templer handelte, und um kein Geschöpf, das ER von vorneherein als Feind ansehen mußte. Auch nicht als Freund, denn diesen Begriff kannte ER nicht.

Doch so stark die magischen Sinne dieses Menschen auch ausgeprägt waren, sein Körper zeigte Spuren tiefer Erschöpfung. Er würde keinen einzigen Kampf mehr überstehen können. Und die Feinde saßen auf seiner Spur. Wenn es ihnen gelang, das Yighhurat in ihre Hände zu bekommen, würden sie es gegen IHN verwenden. Dies durfte um keinen Preis der Welt geschehen!

Rasch suchte ER Kontakt zu dem letzten Dienergeschöpf, das ER in

dieser Zeit noch besaß, und begann ihm SEINE Befehle zu übermitteln.

* * *

Ich mußte bewußtlos gewesen sein, denn als ich erwachte, stand die Sonne schon eine gute Handbreit über dem Horizont. Ich mußte wieder einen Alptraum durchlitten haben, denn auch jetzt fiel es mir sehr schwer, Wahrheit und Trug auseinanderzuhalten. Inmitten des unerträglichen gleißenden Sonnenlichtes glaubte ich zwei Gestalten zu erkennen, weiß und silbern und rot wie schreckliche Racheengel.

Dann erwachte ich vollends, rieb mir mit der Hand über die Augen und setzte mich mühsam auf.

Die beiden Reiter waren immer noch da.

Sie standen vielleicht zwanzig Yards von der Oase entfernt, so reglos, daß ich sie abermals für eine Fata Morgana oder ein Stück meines Traumes hielt, das sich in die Wirklichkeit hinübergemogelt hatte. Nur ihre Umhänge und die Satteldecken ihrer großen Pferde bewegten sich im warmen Wüstenwind.

Ich richtete mich schweratmend auf und blickte mit schräggehaltenem Kopf zu ihnen auf. So mußten die Ritter ausgesehen haben, die mit Richard Löwenherz ins heilige Land gezogen waren. Ihre Pferde glichen dem wuchtigen Schlag jener Streitrosse, die ihre Reiter mitsamt der schweren Rüstungen ohne Mühe tragen konnten.

Templer, dachte ich verstört. Bei den Reitern konnte es sich nur um Templer handeln. Doch sie unterschieden sich von den Angehörigen ihres Ordens in Europa. Und das nicht allein wegen ihrer massigeren Rüstungen, ihren längeren Schwertern und den wuchtigen Topfhelmen, die sie trugen.

Irgend etwas hinter meiner Stirn machte ganz deutlich Schnapp, und ich begriff, daß ich mich wie ein kompletter Idiot benahm. Ob Templer, Beduinen oder Zulu-Kaffer – die beiden Männer bedeuteten Wasser!!!

Mit einem krächzenden Schrei taumelte ich auf sie zu. »Wasser!« stöhnte ich. »Ich flehe Sie an – einen Schluck Wasser!«

Der rechte, ältere Ritter sah mir mit steinernem Gesicht entgegen. Langsam beugte er sich vor, löste eine mit Leder umwundene

Feldflasche vom Sattel seines Pferdes und warf sie mir zu. Ich versuchte sie zu fangen, war aber so ungeschickt und entkräftet, daß sie zwischen meinen Fingern hindurchglitt und im Sand landete. Mit einem Schrei warf ich mich hinterher, grub sie aus und öffnete mit fliegenden Fingern den Verschluß. Ich merkte nicht einmal, daß ich mir dabei einen Fingernagel abbrach.

Das Wasser war schal und warm... und das Köstlichste, was ich jemals getrunken hatte. Ich leerte die Hälfte der Feldflasche in einem Zug, ehe ich sie, absetzte und ihrem Besitzer einen fragenden Blick zuwarf. Der Templer nickte fast unmerklich, und ich trank weiter.

Hinterher war mein Durst kaum weniger groß als zuvor, und meine Lippen brannten wie irre. Aber der entsetzliche Schmerz in meinen Eingeweiden begann allmählich abzuklingen.

Ich reichte die Flasche zurück, versuchte zu lächeln und sah meine beiden Retter erwartungsvoll an. Der Ritter, der mir die Flasche gegeben hatte, blickte kühl auf mich herab. Der Ausdruck in seinen Augen war nicht unbedingt feindselig – aber er war auch alles andere als freundlich.

»Ich danke Ihnen«, sagte ich mühsam. Meine Stimme war ein schrilles Krächzen, das mir fast den Dienst verweigerte. »Ohne Sie wäre ich gestorben. Sie schickt der Himmel.«

»Nicht unbedingt, Bruder Robert«, antwortete der grauhaarige Ritter. »Aber es war sehr klug von dir, nicht von diesem Wasser dort zu trinken. Diese vergiftete Quelle ist schon so manchem zum Verhängnis geworden.«

Ich nickte, blickte unwillkürlich zu dem tödlichen Wasser zurück – und begriff erst jetzt richtig, was er gesagt hatte.

»Bruder... Robert?« wiederholte ich mißtrauisch.

Der Templer lächelte, aber es wirkte kalt.

»Ist das nicht dein Name?«

»Doch«, gestand ich. »Aber ich... erinnere mich nicht, ihn genannt zu haben.«

Der Tempelherr reagierte nicht auf meine Worte, aber sein Lächeln wurde noch eisiger, soweit das überhaupt noch möglich war. Und mit einem Male fielen mir eine Menge Dinge ein, Geschichten, die ich in

Alis Lager und auch zuvor bei den Beni Ugad gehört hatte. Geschichten von Männern, die im Zeichen eines blutroten Kreuzes kämpften und eine Spur aus Leid und Tod hinterließen, wo immer sie auftauchten.

»Sie... Sie sind die Männer, die Ali, Letitia und mich gerettet haben, als die Beni Ugad uns angriffen«, sagte ich.

Wieder nickte der Ritter nur, ohne direkt zu antworten. Er mußte wohl den unguten Ton in meiner Stimme verstanden und richtig gedeutet haben. Die beiden Ritter hatten mir zweimal hintereinander das Leben gerettet, das stimmte schon. Aber ich hatte das entsetzliche Gemetzel nicht vergessen, das sie dabei unter den Beduinen angerichtet hatten.

Schließlich brach der grauhaarige Templer das Schweigen. »So ist es, Bruder Robert«, sagte er. »Wir waren es, die dich aus den Klauen der Heiden befreiten und wir waren es auch, die die Ungläubigen angriffen, als sie dich und deine Gefährten im Felsental stellten. Hätte uns der Sandsturm nicht getrennt, wären wir schon früher zu dir gestoßen. Doch der Weg zu Nizars Festung war weit. Und als wir ankamen, warst du schon fort. Zusammen mit etwas, das uns gehört«, fügte er hinzu. Er lächelte, beugte sich vor und streckte seine rechte, in einem Panzerhandschuh steckende Hand aus. »Und unseren Dank dafür, daß du uns die Vernichtung dieses Heidenfürsten Nizar abgenommen hast. Doch damit endet auch deine Verwendbarkeit für uns. Nimm es als Zeichen der Gnade, daß du den Sieg über den schlimmsten Dämon der Hölle – den Antichrist – vorzubereiten halfst. Und daß wir dir das Leben schenken. Und nun – das Yighhurat. Du kennst es unter dem Namen Auge des Satans.«

Sprachlos starrte ich den Ritter an. Ich war ja von diesen Leuten einiges an Pathos gewohnt, doch diese geschwollene Rede übertraf alles. Der Sinn seiner Worte war mir jedoch glasklar. Ich hatte es also nicht nur diesen Templern zu verdanken, daß ich in der ägyptischen Wüste gestrandet war. Diese Kerle waren auch dafür verantwortlich, daß mich Nizar in die Finger bekommen hatte, und sie trugen – zumindest durch Untätigkeit – auch die Schuld an der Vernichtung von Colonel Mandon Trownes Kompanie. Und nachdem ihnen nun alles, was sie geplant hatten, gelungen war, wollten sie auch mich erledigen.

Meine Gedanken überschlugen sich derart, daß ich nicht mehr auf die Rede des Templers hörte. Erst als er die rechte Hand mit einem zornigen Ruf abermals ausstreckte und seine Worte wiederholte,

begriff ich, was er von mir wollte.

»Das Auge!«

Instinktiv griff ich zu dem Ding, das ich in den Hosenbund geschoben hatte. Es vibrierte förmlich unter meinen Fingern. Und es versorgte mich mit frischer Kraft!

Ich spürte die Aufforderung, die sich auf mich übertrug, den Ruf, sich der magischen Energien des Yighhurats zu bedienen. Es war nicht das erste Mal, daß ich spürte, wie meine normalerweise schwachen magischen Fähigkeiten von irgend etwas unterstützt und ins Ungeheuerliche gesteigert wurden. Aber niemals zuvor hatte ich so deutlich erkannt, daß es das Auge des Satans war, dem ich diese Kräfte verdankte.

Und niemals zuvor war mein Widerwille, sie anzuwenden, so groß gewesen.

Ich versuchte es auf eine Methode, die mir schon oft zum Erfolg verholfen hatte (böse Zungen behaupteten, es fiele mir besonders leicht): Ich stellte mich dumm.

»Wovon reden Sie?« fragte ich. »Welches Auge?«

Der Tempelritter schürzte abfällig die Lippen. »Du scheinst mich für einen Narren zu halten, Bruder Robert. Du hast die Wahl – gib uns das Auge und geh deiner Wege, oder...«

Er sprach nicht zu Ende, doch bei dem Oder legte er in einer sehr bezeichnenden Geste die Hand auf den Griff des gewaltigen Schwertes, das an seinem Gürtel hing.

Ich trat einen halben Schritt zurück, sah die beiden Ritter abwechselnd an und bereitete mich darauf vor, mein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Mit einem entschlossenen Griff löste ich den Sicherungsriegel des Stockdegens. Zu meiner Überraschung glitt die Waffe fast wie von selbst aus der Scheide.

»Du hast genug geredet, Bruder Guillaume«, knurrte der zweite Templer, zog sein Schwert mit einem häßlich zischenden Laut blank und sprang aus dem Sattel.

»Gib acht, Bruder Renard«, sagte sein Kamerad, ohne mich dabei aus dem Auge zu lassen. »Der Mann ist ein Teufel. Du weißt, was uns die Brüder aus Paris über ihn berichtet haben!«

»Hab keine Angst, Bruder Guillaume. Dieser Anglais wird meinem Schwert nicht entkommen!« Trotz dieser hitzigen Worte kam er um einiges vorsichtiger auf mich zu.

Es tat mir gut zu sehen, daß sie mich fürchteten, auch wenn ich keine Chance sah, diese Furcht aufrechtzuerhalten oder ihr Berechtigung zu verleihen. Mein Stockdegen war eine ausgezeichnete Waffe, wenn es darum ging, mich eines Shoggoten oder irgendeiner anderen unerfreulichen Überraschung meiner dämonischen Freunde zu erwehren. Gegen das mächtige Breitschwert des Templers war er nicht mehr als ein Zahnstocher. Ein einziger Hieb dieser Klinge mußte reichen, ihn um ein Stück kürzer zu machen. Und mich gleich mit.

»Überlegt euch, was ihr tut«, sagte ich nervös. »Wenn ihr wißt, daß ich ein Magier bin, solltet ihr vielleicht versuchen, euch gütlich mit mir zu einigen.«

»Aber natürlich«, sagte Bruder Renard – und griff mit einem beidhändig geführten Hieb an.

Ich wich der Klinge im letzten Moment aus, tauchte unter seinen Armen hindurch und stieß mit dem Degen zu. Renard versuchte zurückzuweichen, aber seine schwere, eiserne Rüstung behinderte ihn – der Stockdegen traf seine Brust, bog sich durch – und wurde mir fast aus der Hand geprellt. Das Geflecht des Kettenhemdes hatte er nicht einmal angekratzt.

Die nächsten Sekunden hüpfte ich wie ein Frosch im Sand umher, um den wilden Angriffen zu entgehen, die meinem Angriff antworteten. Es hatte keinen Sinn, die Schläge des Schwertes mit der dünnen Klinge meines Degens zu parieren. Meine einzige Chance bestand darin, meinem Gegner nahe genug zu kommen, um einen der wenigen Körperteile zu treffen, die nicht gepanzert waren.

Ich spürte den Ärger des Tempelritters, der sich mit jedem vergeblichen Hieb steigerte. Trotzdem schüttelte er wütend den Kopf, als sein Kumpan aus dem Sattel steigen wollte, um ihm zu Hilfe zu eilen. »Das ist meine Sache, Bruder Guillaume. Er gehört mir!«

Ich war da etwas anderer Meinung, aber Bruder Renard schien nicht unbedingt in der Stimmung, mit mir über diesen Punkt diskutieren zu wollen. Und wenn, so mit Argumenten, denen ich nichts entgegenzusetzen hatte. Ein halber Zentner geschliffener Schwertstahl vermag eine Diskussion ganz schön einseitig werden zu lassen.

»Geh kein Risiko ein«, sagte Guillaume ruhig. »Du weißt, wie

gefährlich dieser Mann ist.« Bei diesen Worten zog er einen Bogen aus der Satteltasche, legte einen Pfeil auf und bedachte mich mit einem Blick, der meine letzten Zweifel darüber zerstreute, was er tun würde, sollte ich seinen Kameraden wider Erwarten besiegen. Aber es war sonderbar – ich hatte das sichere Gefühl, daß ihm dies nicht einmal so unpassend käme.

»Ich habe ihn gleich«, zischte Renard und riß seine Waffe hoch – zu hoch, denn für einen Moment war sein Körper ungedeckt.

Ich sprang vor, wollte ihm den Degen in den Oberschenkel bohren und begriff ein wenig zu spät, daß ich auf einen Trick hereingefallen war.

Er ließ sein Schwert fallen, packte meinen Degen mit der gepanzerten Hand und hielt ihn fest. Gleichzeitig versetzte er mir mit der Linken einen Faustschlag, der mich zurücktorkeln und halb besinnungslos in den Sand sinken ließ.

Plötzlich gellte ein schriller Pfiff durch die Wüste. Im nächsten Augenblick hörte ich einen kurzen, trockenen Schlag und wunderte mich, weshalb der Schmerz ausblieb, der dazugehörte. Erst dann fiel mir auf, daß nicht ich es gewesen war, der getroffen wurde.

Bruder Renard erstarrte mitten in der Bewegung. Er wankte, preßte beide Hände stöhnend auf seinen Bauch und sank ganz langsam in die Knie.

Jetzt erst sah ich den Pfeilschaft, der zwischen seinen Fingern herausragte und den roten, immer größer werdenden Fleck auf seinem weißen Waffenrock. Dann kippte der Templer haltlos zur Seite und schlug scheppernd zu Boden.

Bruder Guillaume wirbelte herum, riß ungläubig die Augen auf – und stürmte mit erhobenen Schwert auf den Kamelreiter los, der auf dem Kamm der Düne aufgetaucht war. Der Kampfschrei erstarb ihm auf den Lippen, als der Fremde erneut den Bogen hob und den Pfeil mit gnadenloser Präzision ins Ziel setzte. Das wuchtige Schwert des Tempelritters flog durch die Luft und blieb senkrecht im Sand stecken. Aus seiner Hand ragte ein zitternder Pfeil.

Der Templer keuchte, beugte sich weit im Sattel vor, und riß den Pfeil mit einem gellenden Schmerzensschrei aus seiner Hand heraus. Dunkles Blut spritzte auf sein weißes Zeremoniengewand und verschmierte die Umrisse des roten Templerkreuzes.

Dann riß er sein Pferd herum, zog mit der unverletzten linken Hand

das Schwert aus dem Sand und steckte den rechten Arm ungeschickt durch die Halteschlaufen seines Schildes. Dann zwang er das Schlachtroß abermals herum – und galoppierte, schneller und schneller werdend, auf den Dromedarreiter zu!

Wurde der Templer von Haß und Rachsucht beherrscht, so war sein Gegner so kalt wie Eis. Ich hatte fast das Gefühl, daß er den Angriff nicht einmal ernstnahm. Sein Dromedar trabte beinahe gemütlich der Stelle entgegen, wo sich die beiden treffen mußten.

Er machte keine Anstalten, irgendeine Waffe zur Hand zu nehmen. Er hatte sogar den Bogen wieder an das Sattelhorn gehängt. Jedem anderen Angreifer gegenüber wäre ein solches Verhalten vielleicht dreist, aber angesichts seiner Überlegenheit noch immer verständlich erschienen. Aber der Mann in der weißen Robe war ein Templer. Ein Mitglied des gefährlichsten und im Kampfe am besten ausgebildeten Ordens, den es jemals gegeben hatte.

Und trotzdem blieb mir die Warnung, die ich dem Schwarzgekleideten zurufen wollte, im Halse stecken. Wie gelähmt stand ich da und sah den beiden scheinbar so ungleichen Kämpfern zu.

Zwanzig Yards trennten sie noch, dann zehn... fünf... Bruder Guillaume stellte sich mit einem gellenden Schrei in den Steigbügeln auf und packte sein Schwert mit beiden Händen, um den Kampf mit einem einzigen Schlag zu entscheiden. Doch schneller als ein Blitz hielt der Araber plötzlich seinen Bogen in der Hand und schoß den Pfeil aus kürzester Entfernung ab.

Der Templer warf sich beiseite und stürzte beinahe vom Pferd. Mit einiger Mühe gelang es ihm, sich im Sattel zu halten. Er verlor allerdings sein Schwert dabei. Seine Rechte zuckte zum Dolch, doch er schien vergessen zu haben, daß sie verwundet war. Er vermochte die Waffe zwar zu ziehen, nicht aber festzuhalten. Sie entglitt seinen kraftlosen Fingern und gesellte sich zu dem Schwert auf den Boden.

Der Araber verhielt sein Dromedar und legte fast gemächlich den nächsten Pfeil auf die Sehne.

»Stirb, du Hund von einem Giaur«, schrie er. Seiner hellen Stimme nach konnte er nicht älter sein als ich selbst. Er zielte kurz und ließ den Pfeil fliegen.

Der Templer beugte sich tief über den Hals seines Pferdes und entging dem Geschoß um Haaresbreite. Der Araber stieß einen enttäuschten Laut aus und langte zum Köcher, um den nächsten Pfeil

herauszuziehen. Doch der Tempelritter nutzte die winzige Zeitspanne aus und stieß seinem Streitroß die Sporen in die Flanken, daß es mit einem schmerzhaften Wiehern davonstob.

Mit einem heftigen Fluch trieb der Araber sein Dromedar an, doch das Pferd gewann mit jedem Galoppsprung mehr an Boden. Schon hatte der Templer weit über die Bogenschußweite hinaus Vorsprung – und er trieb sein Reittier gnadenlos weiter an. Ich gab dem Araber nur dann eine Chance, ihn zu erwischen, wenn die Verfolgung über eine Stunde dauerte. Denn ich schätzte, daß erst dann die bessere Ausdauer des Kameles den Ausschlag geben würde.

Doch mein so unvermutet aufgetauchter Retter schien gar kein Interesse an einer lang andauernden Verfolgungsjagd zu haben. Nach vielleicht zwei-, dreihundert Schritten zügelte der Araber das Dromedar, setzte es erneut in Bewegung – und hielt wieder an. Ich hatte fast das Gefühl, als würden zwei Seelen in seiner Brust einen Kampf gegeneinander ausfechten. Ich empfand seinen Drang, den Templer zu verfolgen, mit einer Intensität, als wären es meine eigenen Gefühle. Gleichzeitig aber spürte ich noch etwas in diesem Menschen, etwas so unsagbar Fremdes, daß ich unwillkürlich davor zurückschreckte.

Aber vielleicht war es auch nur Wunschdenken. Schließlich war ich anderthalb Tage in dieser hitzedurchglühten Hölle unterwegs gewesen. Das mindeste, was ich abbekommen haben mußte, war wohl ein gehöriger Sonnenstich.

Der Schwarzgekleidete hatte mittlerweile sein Kamel gewendet und kam langsam auf mich zu geritten. Jetzt erst konnte ich ihn mir genauer ansehen.

Und was ich sah, reichte aus, um mich aufspringen und den Stockdegen ergreifen zu lassen. Nicht, daß ich ihn für ein geeignete Waffe gegen einen Bogen hielt. Aber er gab mir zumindest das Gefühl, nicht völlig wehrlos zu sein.

Wenn es auch nur ein Selbstbetrug war…

* * *

Hendrik van Retten verzog angewidert das Gesicht. Das Wasser schmeckte schal und abgestanden. Außerdem war es so warm, daß es ihn nicht mehr erfrischte, sondern seinen Durst eher schlimmer

werden ließ. Er hatte das Gefühl, den ganzen Schlauch leertrinken zu können und dennoch vor Durst halb verrückt werden zu müssen. Doch das Wasser war streng rationiert, und er hatte seine Ration gerade voller unbeherrschter Gier in sich hineingeschüttet. Das nächste Wasser würde es erst wieder nach dem Kampf geben.

Wenn er dann noch Wasser brauchte.

Hendrik verfluchte die Sonne, die ihm schier das Mark aus den Knochen brannte, die Wüste, die sich scheinbar endlos und eintönig um ihn erstreckte und am meisten sich selbst, weil er so närrisch gewesen war, sich freiwillig für diesen Auftrag zu melden.

Aber die Wüste war nun einmal anders, als er es sich im Ordenshauptquartier in Paris hatte vorstellen können. Dort war der Gedanke an die Hitze von der Vorstellung schattenspendender Palmen und dem frischen Wasser lieblicher Oasen verbrämt gewesen. Und natürlich von der Achtung, die die im Orient lebenden Brüder dem Abgesandten des Großmeisters gegenüber empfinden würden.

Statt dessen hockte er nun in voller Rüstung auf einem Dünenkamm, ungeschützt der sengenden Sonne preisgegeben und allmählich innerlich verschmorend, und starrte auf dieses seltsame Gebilde dort unten im Tal. Trotz seiner Größe sah es eher skurril als gefährlich aus, auch wenn Hendrik das beklemmende Gefühl, das es ausstrahlte, nicht ableugnen konnte. Aber diese riesige Sandrose für die Festung allen Übels zu halten – das konnten seiner Ansicht auch nur die von allen Aberglauben des Orients verseuchten Ordensbrüder im Nahen Osten.

Er hielt die hiesige Sektion des Ordens ohnehin für recht eigenartig – diplomatisch ausgedrückt. Sie beteten zwar nicht weniger als er selbst und die Brüder, die er in Europa kannte. Doch in ihren Stimmen klang dabei ein harter Unterton mit, so als würden sie von Gott eine Gegengabe für ihre Gebete erwarten. Zudem bestand diese Sektion des Ordens zumeist aus Franzosen. Aber es waren keine x-beliebigen Franzosen, sondern Edelleute, deren Stammbaum bis mindestens in die Zeit Philipps des Schönen zu verfolgen war. Manche, fügte er in Gedanken spöttisch hinzu, sicher auch geradewegs in die Steinzeit. So wimmelte es nur so von Namen wie de Mere, de Saint Denis, de Banrieux, de Guise, de Navarre und anderen, denen Hendrik zwar eine gewisse Bedeutung für europäische Geschichtsbücher, jedoch nicht für einen christlichen Orden beimaß.

Ordensbrüder, die nicht aus dem alten Adel Frankreichs stammten, hatten kaum eine Chance, in diesem illustren Kreis akzeptiert zu

werden, vor allem dann nicht, wenn es sich um Bürgerliche oder gar um Engländer handelte.

Anglais war auch ihr liebstes Schimpfwort.

Hendrik hatte es in den drei Monaten, seit denen er sich bei dieser Sektion befand, schon mehrere dutzendmal zu hören bekommen, obwohl er kein Engländer, sondern ein Holländer war, der zudem eine entfernte Verwandtschaft zum niederländischen Königshaus aufweisen konnte – die ihm im übrigen ebenso egal war wie die Titel seiner Brüder hier.

Kurz und bündig gesagt, hielt Hendrik die hiesigen Templer für einen Haufen Verrückter, der in seinen Adelshochmut eingesponnen eher ein Relikt aus dem Mittelalter als eine funktionierende Unterabteilung des Ordens darstellte.

Ja, er hielt sie sogar für gefährlich für den Orden selbst, da sie in ihrem Wahn, sich für die auserwählte Elite des Ordens zu halten, ein verderbliches Eigenleben entwickelt hatten und sich nur noch dann um Anweisungen aus dem Hauptquartier kümmerten, wenn diese mit ihren eigenen Plänen und Absichten harmonierten. Vielleicht war es kein Zufall, daß Balestrano sie im wahrsten Sinne des Wortes in die Wüste geschickt hatte, sinnierte er.

Diesen Charakterzug hatte Hendrik am eigenen Leib erfahren. Er war als Abgesandter des Großmeisters hier erschienen und wurde behandelt wie der letzte Bettler, für den der schlechteste Platz am Mittagstisch gerade gut genug ist. Man hatte ihm auch deutlich zu verstehen gegeben, welch hohe Ehre es für ihn sei, Seite an Seite mit den edelsten Geschlechtern Frankreichs gegen den Feind zu kämpfen, ohne ihm jedoch zu sagen, um wen es sich bei diesem Feind genau handelte.

Vielleicht wußten sie es selbst nicht so genau, dachte er spöttisch. Möglicherweise existierte dieser Feind nur in den Köpfen dieser übergeschnappten Fanatiker, und diese gigantische Sandrose unter ihm war nichts als ein Wunder der Natur – das natürlich, da es nicht ausdrücklich als von Gott geschaffen gekennzeichnet war, nur Schlechtes bedeuten konnte.

Hendrik amüsierte sich eine Weile mit der Vorstellung, wie die obersten Spinner dieses Haufens von Verrückten jeden Stein in der Wüste umdrehten, um nach dem Stempel: Made by Heaven, Inc. Ausschau zu halten.

Auf seine drängenden Fragen waren die Antworten einfach ausgeblieben. Er hatte sie schließlich gefordert und zuletzt gedroht, nach Paris zurückzukehren und den Großmeister zu informieren.

Die Leute hatten sich nicht darum gekümmert. Sie wußten, daß er vor dem Kampf nicht zurückstehen konnte, ohne als feige zu gelten. Ihm war gar nichts anderes übriggeblieben, als seinen Zorn hinunterzuschlucken, seine Waffen zu nehmen und mit ihnen zu reiten.

Sie hätten ebenso irgendwelche Beduinenstämme in der Wüste angreifen können oder versuchen, die heiligen Stätten von Jerusalem und Nazareth aus der Hand der Osmanen zu befreien. Hendrik hätte sich auch nicht gewundert, wenn die französischen Ritter aus reinem Nationalegoismus die englischen Truppen, die im Sudan gegen die aufständischen Derwische des Mahdi kämpften, angreifen wollten. Doch statt dessen hatten sie es sich in den Kopf gesetzt, die Welt vom Fürsten der Hölle, dem Antichristen, zu befreien.

Dieser Gedanke lenkte seinen Blick wieder auf jenes bizarre Kristallgebilde.

Und plötzlich schien irgend etwas damit zu geschehen.

Hendrik vermochte die Veränderung nicht in Worte zu fassen, aber er spürte sie, sehr, sehr deutlich. Dort unten bereiteten sich Dinge vor, die jenseits allen menschlichen Denkens waren. Was war das? dachte er bestürzt. Spürte er dieses... Fremde wirklich oder hatte er einfach zu lange in der Sonne gesessen?

Hendrik sah sich nach den anderen Templern um, die wie er in der glühenden Wüste warteten. Ihre Gesichter wirkten jetzt weit weniger steif und blasiert wie in der Ordensburg. Ihre Hochnäsigkeit schien mit dem Näherrücken des Kampfes zu weichen. Zu seiner Überraschung erwiderten sie seinen Blick und lachten ihm sogar zu.

»Bald ist es soweit, Bruder van Retten. Bald wird das Blut der Höllengeschöpfe in Strömen von unseren Schwertern rinnen«, rief Noel de Guirac und klopfte ihm auf die Schulter. Hendrik konnte sich nicht erinnern, daß ihn der andere bis zu diesem Tag überhaupt angesprochen hatte. Gut, dachte er. Es mögen arrogante Pinsel sein, aber sie werden im Kampf ihren Mann stehen. Und darauf kommt es ja auch in erster Linie an. Wenngleich er sich auch dessen nicht vollkommen sicher war. Letztlich wußte er ja nicht einmal, gegen wen sie überhaupt kämpften. Geschweige denn, warum.

Van Retten hatte all den Unfug vom Antichristen keine Sekunde lang geglaubt. Er war ein strenggläubiger Templer, der jeden töten würde, der eine Gefahr für seinen Orden oder die Christenheit darstellte – aber das bedeutete nicht, daß er an einen leibhaftigen Satan mit Klumpfuß und Quastenschwanz glauben mußte.

Die Unruhe unter den Templern, dieses Herbeifiebern des Kampfes, nahm mit jeder Sekunde zu. Alle Augen richteten sich auf den Mann, der abseits von ihnen auf einer Sanddüne stand und wie gebannt in das Tal hinabschaute.

»Roi Philippe lauscht dem Atem der Wüste«, flüsterte de Guirac voller Ehrfurcht.

Hendrik sah mit einer Mischung aus Interesse und Tadel zu dem Mann hinüber, den er noch vor wenigen Tagen wie die Pest gehaßt hatte. Roi Philippe nannten ihn seine Leute – König Philipp – da Philippe de Valois einem der alten Herrschergeschlechter Frankreichs entstammte. Aber mittlerweile war seine Verachtung langsam, aber sicher zu einer Mischung aus Mißtrauen und echter Furcht geworden.

Hendrik erinnerte sich, daß de Valois lange Zeit als ernsthaftester Konkurrent Balestranos für den Rang des Großmeisters gegolten hatte. Doch zu seinem Pech waren kurz vor der Entscheidung mehrere Tempelritter in der Wüste umgebracht worden, ohne daß es de Valois und seinen Leuten gelungen war, den Mörder, der von den Einheimischen Sill el Mot genannt wurde, zur Rechenschaft zu ziehen.

Aus diesem Grund wurde Balestrano zum Großmeister gewählt, während für Philippe de Valois nur der Posten des Meisters der Wüste blieb. Genauer gesagt, dessen Stellvertreter, solange André de la Croix abwesend war. Doch nach allem, was Hendrik von ihm wußte, war diese Bezeichnung nicht nur ein leerer Titel. Philippe de Valois war der Desert-Master des Ordens; zumindest war er ihm ebenbürtig.

Der selbsternannte Desert-Master atmete tief durch und wandte sich an das hundertköpfige Heer. Ein zufriedenes Lächeln spielte um seine Lippen, die so schmal waren, daß sie wie Striche wirkten. »Der Dunkle ist erschienen! Macht euch bereit, denn sobald Bruder de Saint Denis erscheint, werden wir angreifen!«

»Gott will es!« brüllten die Templer begeistert.

Und zu seiner eigenen Überraschung stimmte Hendrik van Retten in diesen Ruf ein.

* * *

Der Araber hielt sein Dromedar keine zwanzig Schritte vor mir an. Ich sah, wie er mich aus seinen dunklen Augen abschätzend musterte, und erwartete jeden Moment seinen Angriff. Statt dessen befahl er seinem Dromedar mit einem kehligen Laut, niederzuknien, und glitt geschmeidig aus dem Sattel.

Er war einen guten Kopf kleiner als ich und schlank, ohne jedoch so hager zu sein, wie es die meisten von der Wüstensonne ausgedörrten Beduinen sind. Seine Gestalt wurde von einem dunklen Gewand verhüllt. Darüber trug er einen weißen Haik, dessen Kapuze er sich eben abstreifte. Nicht, daß ich nun mehr von ihm gesehen hätte, denn er hatte die Enden seines Turbans so vor das Gesicht geschlungen, daß nur seine Augen freiblieben.

Mehr denn je glaubte ich, einen von Necrons Drachenkriegern vor mir zu sehen. Zumal an seinem Gürtel ein gewaltiges Schwert hing, dessen Knauf von etwas geschmückt wurde, das mich sehr unangenehm an einen stilisierten Drachenkopf erinnerte. Es war eine Waffe, wie ich noch keine zuvor gesehen hatte, so prachtvoll und ehrfurchtgebietend, daß ich mehr auf sie als auf den Krieger starrte.

Ich spannte mich, trat einen halben Schritt zurück an und hob unmerklich die Spitze meines Degens. In diesem Moment hob er die Hand und begrüßte mich in einem westarabischen Dialekt:

»Eßßelamu Alikum!«

»Aleikum es Salem«, antwortete ich verblüfft. In den schwarzen Augen meines Gegenübers blitzte es amüsiert auf. Einen Moment lang starrte er mich noch an, dann kam er näher, so langsam, als wolle er mir bewußt Gelegenheit geben, ihn in aller Ruhe in Augenschein zu nehmen. Ich tat ihm den Gefallen und sah ihn mir genauer an.

Einen Moment später schalt ich mich in Gedanken einen hysterischen Narren. Es gab Unterschiede zu den Drachenkriegern; Unterschiede, die nicht zu übersehen waren. Die Kleidung des Arabers war zwar dunkel, jedoch nicht schwarz. Außerdem saß sie sehr locker auf seinem Körper und war nicht so enganliegend wie bei Necrons Kriegern. Und die stilisierte Sandrose aus Silber, die den Knauf seine Schwertes schmückte, hatte wohl auch nur ich für einen Drachenkopf halten können.

Der Araber war ebensowenig ein Anhänger Necrons wie ich einer der

GROSSEN ALTEN. Ich begann zu glauben, daß er den Friedensgruß vollkommen ehrlich meinte. Und doch hatte ich ihm gegenüber ein eigenartiges Gefühl. Ich fand ihn einerseits vertrauenserweckend, gleichzeitig machte sich jedoch ein großer Knoten in meinem Magen bemerkbar. Alles in mir schrie: Vorsicht! – ohne daß ich für eines der beiden Gefühle auch nur die Spur einer logischen – oder meinetwegen auch unlogischen – Begründung hätte finden können.

»Du bist ein großer Held, Sidi, denn es ist dir gelungen, den Verderber der Adjibh zu vernichten. Doch laß mich nun nach deinen Wunden sehen.«

Seine Stimme drang mir bis ins Mark. Sie war weich und fließend, eher die Stimme eines Knaben als die eines erwachsenen Mannes. Außerdem spürte ich die ehrliche Bewunderung, die aus ihr sprach – und bekam prompt rote Ohren vor Verlegenheit.

Außerdem hatte ich nicht den Schimmer einer Ahnung, was er mit seinen Worten überhaupt meinte...

Der Araber kam näher und lächelte.

Zumindest glaubte ich, daß er lächelte, denn seine Augen taten es.

»Sei nicht so bescheiden, Sidi. Es gibt keinen unter den Beni Arab, der das vollbracht hätte. So nimm ruhig meinen Dank dafür, daß du mit Allahs Hilfe die Wüste von diesem Ungeheuer befreit hast.« Mit diesen Worten ging er zu seinem Kamel, öffnete die Satteltasche und holte Verbandszeug hervor. Wovon, zum Teufel, sprach der Kerl? Von Nizar?

Ich sah den prall gefüllten Wassersack hinter dem Sattel hängen und wollte ihn bitten, mich trinken zu lassen. Doch da füllte er bereits einen Kupferbecher mit dem lebensspendenden Naß und reichte ihn mir mit einer freundlichen Geste, fast, als hätte er meine Gedanken erraten. Aber möglicherweise war das auch kein Kunststück, wenn man mitten in der Wüste einen Mann in meinem Zustand traf.

»Trinke zuerst nur diesen Becher, Sidi, damit sich dein Magen wieder an Wasser gewöhnt. Danach wirst du genug bekommen, um deinen Durst stillen zu können.«

Ich faßte den Becher mit beiden Händen und führte ihn so hastig an meine aufgesprungenen Lippen, daß ein Teil des Wassers überschwappte, meine Brust herabrann und das verkrustete Blut und den Sand zu einem bizarren Gemälde vermischte. Das Wasser war so

kühl, daß es in meiner Kehle brannte, aber ich setzte den Becher erst wieder ab, nachdem ich ihn bis auf den letzten Tropfen geleert hatte. Auffordernd hielt ich ihn meinem Retter entgegen. Doch der Araber legte seine Hände auf meine Arme und schüttelte den Kopf.

»Halte ein, Sidi. Es wäre gefährlich, jetzt hastig zu trinken. Komm – laß mich nach deinen Wunden sehen.« Er gab nicht eher Ruhe, bis ich mich im Schatten einer Palme auf den Boden gesetzt und mein Hemd ausgezogen hatte. Dann untersuchte er meine Verletzungen. Er besaß kundige Hände, und er war äußerst geschickt. Innerhalb kurzer Zeit hatte er all die zahllosen kleinen Verletzungen mit einem Minimum an Wasser peinlich sauber gewaschen. Dann strich er eine gelbe, streng riechende Salbe auf die größten Wunden und verband sie mit einigen langen Leinenstreifen.

Auch meine übrigen Blessuren versorgte er sehr rasch. Zum Dank, daß ich alles still und ohne zu jammern über mich ergehen hatte lassen, erhielt ich einen zweiten Becher Wasser und einige Datteln. Während ich diese karge Mahlzeit mit Genuß verzehrte, bemühte sich der Araber, die bescheidenen Reste meiner Kleidung in einen tragbaren Zustand zu versetzen. Ich erinnerte mich daran, daß ich es bis jetzt versäumt hatte, mich für meine Rettung zu bedanken, und beschloß, dies schleunigst nachzuholen.

»Du bist gerade noch zur rechten Zeit gekommen«, begann ich, und setzte mit einem etwas verunglückten Lächeln hinzu: »Sonst hätten mich diese Kerle um meinen Kopf erleichtert. Besten Dank dafür!«

Irrte ich mich, oder trat wirklich ein unwirscher Schimmer in die großen, dunklen Augen?

»Hätte ich dich aus den Händen von Räubern befreit, so besäßest du vielleicht Grund, mir zu danken. Doch diese Templer sind es nicht wert, daß du deinen Atem an sie verschwendest. Ich habe es nicht für dich getan.«

Ich spürte den Haß in seinen Worten; einen Haß, der den Templern galt. Ich begann mich über die seltsame Persönlichkeit des Fremden zu wundern.

»Mein Name ist Robert Craven. Ich komme aus London«, sagte ich, um das unbehaglich werdende Schweigen zu brechen, das zwischen uns entstanden war.

Der Fremde warf meine ruinierte Jellaba endgültig fort und holte aus seiner Satteltasche einen anderen Überwurf. Er war so dunkel wie der,

den er selber trug. Und er strömte denselben, düsteren Hauch aus wie mein Retter selbst.

»Trage ihn mit dem Wissen, Mann aus Inglistan, in der Kleidung dem Schatten des Todes gleich zu sein. Denn so nennt man mich – Sill el Mot.«

Ein Kübel Eiswasser, der plötzlich aus heiterem Himmel über mir ausgegossen worden wäre, hätte mich kaum mehr erschrecken können. Für einen Moment stockte mir der Atem.

»Sill... el... Mot?« wiederholte ich stockend

Henry Baskervilles Diener hatte mir von diesem Mann berichtet, und ich hatte mich in der umfangreichen Bibliothek von Baskerville Hall näher darüber informiert. Vor mir stand ein Mann, der schon zu seinen Lebzeiten eine Legende geworden war. Niemand wußte seinen wirklichen Namen. Doch wo immer er auch auftauchte, legte sich der Tod wie ein dunkler Schatten über das Land. Deswegen hatten die abergläubischen Bewohner der Wüste ihm auch diesen Namen gegeben: Schatten des Todes.

Sill el Mot galt als erklärter Todfeind der Tempelritter. In den Annalen des Ordens standen viele Brüder verzeichnet, die seinen Pfeilen und seinem Schwert zum Opfer gefallen waren. Der Orden hatte schon oft versucht, Sill el Mot zu jagen. Doch so sehr sie sich auch anstrengten, der Gejagte schien wie von der Wüste verschlungen. Nur die toten Templer, die man von Zeit zu Zeit halb vom Sand begraben fand, zeugten davon, daß er noch existierte und wieder zum Jäger geworden war.

Ich sah mir diese lebende Legende genauer an, spürte die Kraft, die in ihm ruhte.

Und stieß wieder auf dieses unsagbar Fremde in ihm, das mir trotzdem noch irgendwie vertraut vorkam. Auch bei Necron und einigen seiner auserwählten Drachenkrieger hatte ich ähnlich empfunden. Aber eben nur ähnlich.

Die Sagengestalt füllte mir einen weiteren Becher Wasser und fragte mich wie ein fürsorglicher Arzt, ob sie noch etwas für mich tun könne.

»Tun?« Ich zog eine Grimasse. »Wenn ich ehrlich sein soll – ja. Ich habe allmählich genug von der Wüste. Wäre es dir vielleicht möglich, mich zu einem Zeltdorf zu bringen, wo ich ein Kamel und Vorräte kaufen kann? Außerdem bräuchte ich einen Führer, der mich nach

Alexandria bringt.«

Sill el Mot hob den Kopf und blickte sinnend in die Wüste hinaus. Irgend etwas ging in ihm vor. Ich spürte förmlich den Kampf, den er mit sich selbst ausfocht. Dennoch war ich mehr als überrascht, als er mir den Kopf zuwandte und sagte:

»Ich werde dich selbst nach Alexandria begleiten, Sidi!« Als er diese Worte aussprach, hatte ich das seltsame Gefühl, als wenn gerade dies das letzte gewesen wäre, was er zu tun beabsichtigt hatte. Doch auf meine magische Fähigkeit, Lügen sofort zu erkennen, konnte ich mich verlassen, und die sagte mir klar und deutlich, daß Sill el Mot es ehrlich meinte. Er hatte den festen Willen, mich wirklich nach Alexandria zu bringen.

Sogar lebendig.

Und das war eine Menge mehr, als die meisten anderen Bewohner dieses ungastlichen Landes vorgehabt hatten.

* * *

Hendrik van Retten zog den Sattelgurt stramm, streifte seine Panzerhandschuhe über und schwang sich in den Sattel. Mit einer antrainierten Bewegung richtete er sein Schwert und probierte aus, ob es sich leicht genug aus der Scheide ziehen ließ.

Für einen flüchtigen Moment dachte er daran, daß die Menschheit zwar mächtige Waffen wie Panzerschiffe, Kanonen und Schnellfeuergewehre entwickelt hatte. Doch gegen den Feind, dem ihr Angriff gelten würde, stellten noch immer die geweihten Schwerter der Ordensritter die wirkungsvollste Waffe dar.

Für einen kurzen Moment empfand er fast so etwas wie Verwunderung über seine eigenen Gedanken, die so gar nicht zu ihm paßten, und für einen noch kürzeren Moment hatte er das entsetzliche Gefühl, daß es da irgend etwas gäbe, irgendeine grausame Macht, die sein Denken steuerte. Aber auch dieser Gedanke entschlüpfte ihm, ehe er ihn wirklich fassen konnte.

Sein Blick schweifte über die gut hundert Reiter, die sich unter der sengenden Sonne der Wüste bereitmachten. Vierzig von ihnen waren Ordensritter wie er. Bei dem Rest handelte es sich um Mamelucken; Kriegersklaven, die von den hier heimischen Templern als Knaben aus

den Eingeborenendörfern geraubt und im Geiste des Christentums erzogen wurden.

Dafür, daß sie in ihren Herzen das christliche Paradies dem siebenten Himmel Mohammeds vorzogen, durften sie das Kanonenfutter für die Blüte des Rittertums, wie sich die französischen Ordensbrüder in stolzer Verblendung nannten, spielen.

Während die Templer ihre abendländischen Rüstungen aus der Gründerzeit des Ordens trugen, waren die Mamelucken in malerische Sarazenenkostüme gekleidet. So ritten jene, die in der Frühzeit des Ordens erbittert um die heiligen Stätten gestritten hatten, brüderlich – nun ja, vielleicht nicht ganz brüderlich – vereint gegen einen Feind, der für de Valois und seine Leute die Verkörperung allen Übels darstellte. Einen Augenblick überkam Hendrik der ketzerische Gedanke, ob die Welt nach diesem Sieg wirklich besser würde.

Doch er wußte die Antwort schon im voraus, die Philippe de Valois oder der Großmeister ihm geben würden: Man habe den Größten der Teufel bezwungen. Doch die Welt sei noch voll von kleinen Teufeln, die es noch zu vernichten gelte. Und auch ein kleiner Teufel sei schließlich ein Teufel, oder?

Früher hatte Hendrik van Retten manchmal das Gefühl gehabt, selbst einer dieser kleinen Teufel zu sein. Auch jetzt dachte er daran, daß eine Welt der Guten und Reinen doch etwas zu langweilig wäre. Vor allem aber würde der Orden in einer solchen Welt seine Existenzberechtigung verlieren.

»Herr van Retten. Der Meister der Wüste wünscht dich zu sehen!« Ein Mameluck blieb vor Hendrik stehen und verbeugte sich mit ergebener Miene.

»Was sagst du?« Hendrik glaubte, sich verhört zu haben. Was sollte Philippe de Valois wohl von ihm wollen?

Doch der Mameluck wiederholte seine Worte. Hendrik folgte ihm, mehr verwirrt als neugierig. Immerhin konnte er sich die wenigen Male, die ihn der selbstgewählte Desert-Master in den letzten Monaten zum Gespräch empfangen hatte, an seiner linken Hand abzählen. Und er hatte nur noch vier Finger daran, seit er den kleinen Finger in einem Kampf gegen Necrons Drachenkrieger verloren hatte.

»Ah, da seid Ihr ja, Bruder van Retten. Ich wollte Euch bitten, diesen Kampf an meiner Seite mitzuerleben, damit ihr dem Großmeister unserer erhabenen Bruderschaft in allem genau Bericht erstatten

könnt!«

Philippe de Valois versuchte seiner Stimme den Anschein der Leutseligkeit zu geben, doch Hendrik war klar, daß diese »Bitte« ein Befehl war, dem er sich nicht widersetzen konnte. De jure hatte Roi Philippe ihm nichts zu befehlen aber de facto war er hier der Chef, solange de la Croix nicht zurück war. Und die Wüste war voller Gefahren. Wie leicht, dachte Hendrik mit einer Mischung aus Zorn und Unsicherheit, konnte er stolpern und in ein Schwert fallen. Oder gleich in dreißig.

Philippes Beweggründe waren ihm klar: Er sollte den Triumph des Desert-Masters aus nächster Nähe mitansehen, durfte vielleicht sogar den entscheidenden Schwerthieb gegen den Antichrist führen. Doch die Art, wie dieser Kampf geplant worden war, stellte eine Kampfansage gegen Großmeister Balestrano selbst dar.

Seltsamerweise erinnerte sich Hendrik in diesem Augenblick daran, daß es de Valois und seinen Leuten bis heute nicht gelungen war, diesen sagenumwobenen Templerjäger Sill el Mot zu erwischen.

Er blickte in das hagere Gesicht des Ersatz-Desert-Masters, das eine Spur zu streng und unduldsam aussah, um asketisch zu wirken. De Valois' helle Augen strahlten zwar eine gewisse Aura der Macht aus, doch sie standen zu eng über der messerrückenscharfen Adlernase, um wirklich majestätisch zu wirken. Van Retten erinnerte sie eher an einen Aasgeier als an einen Adler. Der Desert-Master war sicherlich kein Dutzendmensch, doch er war auch kein Roi Philippe. Hendrik hatte instinktiv das Gespür, daß de Valois ein Mann war, der sich leicht in eine Sache verrennen und dabei Fehler begehen konnte.

»Bruder de Saint Denis müßte schon längst wieder hier sein«, wagte ein Ritter zu bemerken. De Valois warf ihm einen Blick zu, der deutlich zeigte, daß er solche Äußerungen als unliebsame Kritik betrachtete. Dennoch bequemte er sich zu einer Antwort.

»Guillaume de Saint Denis wird in weniger als fünf Minuten hier sein. Der Sand meldet mir sein Erscheinen!«

Für Hendriks Geschmack ritt Roi Philippe von eigenen Gnaden ein wenig zu sehr auf seinem Können herum. Aber er wagte es nicht, auch nur zweifelnd die Stirn zu runzeln, sondern blickte wie alle anderen in die Wüste hinaus.

Tatsächlich verging nicht einmal eine Minute, ehe sie den Reiter sahen. Einen einzelnen, nicht sehr schnellen Reiter.

»Da stimmt etwas nicht! Das Pferd ist zu Tode erschöpft, und Bruder Guillaume liegt kraftlos im Sattel!« rief Noel de Guivac verblüfft. Der Desert-Master preßte besorgt die Lippen zusammen und gab zwei Mamelucken, die in seiner Nähe warteten, einen Wink.

Die Sarazenenreiter preschten de Saint Denis entgegen, parierten ihre flinken Pferde neben seinem mächtigen Streitroß und fingen Guillaume gerade noch auf, bevor er aus dem Sattel fallen konnte. Noel de Guivac trieb sein Pferd mit einem Fluch an, um dem Ordensbruder zu Hilfe zu kommen. Doch noch schneller als er war der Desert-Master selbst bei de Saint Denis.

Die Mamelucken hatten den verletzten Ritter vom Pferd gehoben und legten ihn nun in den Sand. Einer der Männer streifte seinen Haik ab und hielt ihn so, daß de Saint Denis vor der Sonne geschützt war. Ein abgebrochener Pfeilschaft ragte aus der rechten Hand des Verletzten; sein Waffenhemd war blutüberströmt.

»Was ist geschehen? Wo ist das Auge?«

De Valois' Fragen prasselten hageldicht auf de Saint Denis nieder. Dieser richtete sich stöhnend auf und öffnete sein Visier.

»Verrat«, murmelte er. »Wir sind... verraten worden. Bruder Renard und Bruder Gouvin sind... tot.« Seine Stimme war sehr schwach. Er hatte hohes Fieber.

»Angegriffen?« Roi Philippe beugte sich vor und begann den Verletzten rücksichtslos zu schütteln. »Was ist geschehen?« schrie er. »Rede!«

»Wir... wir hatten Craven schon gefangen«, stammelte Guillaume, »und wollten das Teufelsamulett gerade an uns nehmen, als dieser Wüstendämon erschien.«

»Der Wüstendämon?« Philippe der Selbstgekrönte wurde bleich. »Sill?« keuchte er. »Sill el Mot?«

»Er tötete de Banrieux schneller, als ich denken konnte, und schoß mir einen Pfeil durch das Panzerhemd, bevor ich ihn angreifen konnte«, stöhnte de Saint Denis.

»Verdammt!« Die Kiefer des Desert-Masters mahlten vor Zorn. Er hieb sich mit der geballten Faust auf den königlichen Oberschenkel.

»Was sollen wir tun?« fragte Hendrik leise. De Valois bedachte ihn mit

einem Blick, in dem alle Verachtung lag, die er empfinden konnte.

»Angreifen, was sonst. Ich habe nicht umsonst ein halbes Leben daran gearbeitet, diese Verkörperung des Antichristen in meine Falle zu locken. Ich lasse mir diesen Erfolg nicht nehmen!«

»Aber das Auge? Und was ist mit Sill el Mot?«

»Dieser Verfluchte wird meiner Rache nicht entgehen!« erklärte Roi Philippe. »Bruder Guillaume, fühlst du dich wohl genug, um mit einigen Kriegern die Verfolgung aufnehmen zu können, wenn deine Wunde verbunden ist?«

Hendrik atmete hörbar ein, aber zu seinem Erstaunen nickte de Saint Denis, stemmte sich mit ungeheurer Kraftanstrengung hoch und blieb vor seinem Reserve-König stehen.

»Natürlich, Meister«, sagte er. »Ich hätte Euch ohnehin um diese Gnade gebeten. Ich hoffe nur, ich bin stark genug, um diesem Bastard den Hals umzudrehen!«

»Die Brüder de Cadoux, de Mere und de Guivac werden dich begleiten. Außerdem wirst du zwanzig Mamelucken mitnehmen. Das wird wohl ausreichen, um diesen Wüstenstrolch das lange verdiente Ende zu bereiten!« Ohne ein weiteres Wort zu vergeuden, stieg der Desert-Master auf sein Pferd und hob die Hand zum Zeichen, daß der Angriff begann!

* * *

»Wir brauchen ein zweites Hedschin, Sidi. Mein Kamel kann uns beide nicht mehr lange tragen«, erklärte Sill el Mot besorgt. Ich warf einen Blick auf das Dromedar, das mit hängendem Kopf neben uns stand und kaum an den Futterdatteln kaute, die mein Begleiter vor ihm ausgebreitet hatte. Selbst als Laie sah ich auf den ersten Blick, wie erschöpft das Tier war. Es handelte sich um eine kleine Stute, die den Worten meines Begleiters zufolge von einer sehr edlen Rasse abstammte. Sie konnte einen Reiter sicher mit großer Geschwindigkeit und Ausdauer durch die Wüste tragen. Aber eben nur einen Reiter. Wir zwei waren für das zartgliedrige Tier einfach zu schwer, zumal es ja auch noch die Wassersäcke mitschleppen mußte.

»Die Weidegründe der Beni Dschaffar liegen ganz in der Nähe. Wenn die Mondsichel den halben Weg bis zum Morgen durchmessen hat,

werde ich aufbrechen und einen zweiten Hedschin besorgen. Du wartest an dieser Stelle, bis ich zurückkomme!«

Ich spürte, daß ich Sill el Mots Entscheidung nicht beeinflussen konnte. Er liebte sein Dromedar zu sehr, um ihm bewußt Schaden zuzufügen. Doch mir gefiel der Ton nicht, in dem er das »Besorgen« gesagt hatte. Mein Begleiter dachte bestimmt nicht daran, den Beni Dschaffar das Kamel abzukaufen. Wenn sein Plan schiefging, hatten wir morgen einen blutrünstigen Beduinenstamm auf unserer Fährte.

Es war nicht allein die nächtliche Kälte, die mich zittern ließ, sondern mehr der Gedanke, erneut hilflos in der Wüste alleingelassen zu werden. Sicher, ich hatte mich an dem vergangenen Tag schon zweimal mit meinem Ende abgefunden. Aber ich war dem Tod jedesmal im letzten Augenblick von der Schippe gesprungen, und ich hatte keine Lust, dasselbe noch einmal zu erleben. Mein Bedarf an Gefahr war mehr als genug gedeckt. Ich hatte nur noch einen Gedanken, so schnell wie möglich nach Alexandria zu kommen und das erste Schiff zu besteigen, das Richtung England fuhr. Ich stellte mir vor, wie schön es war, mit Howard zusammen in meiner Bibliothek zu sitzen und ein Glas guten Portweins zu trinken.

Diese hoffnungsvolle Überlegung machte Sill el Mots Kamel nun zunichte. Obwohl es idiotisch war, wurde ich ärgerlich. »Was soll ich machen, wenn du aus irgendeinem Grund nicht zu mir zurückkannst?« Meine Stimme klang mehr wie die eines maulenden Schuljungen. Sill el Mot schien es auch so zu empfinden, denn sein Blick wurde zornig. Aber es war ganz und gar jene Art von Zorn, die man einem unerzogenen Kind gegenüber empfindet.

»Niemand kann den Schatten des Todes von seinem Weg abbringen, Mann aus Inglistan. Kein Templer, und kein Beni Arab. Merke dir das. Wenn ich sage, daß ich zu dir zurückkehre, so ist dies wie ein Schwur, den ich beim Barte des Propheten und der Kalifen geleistet habe«, wies er mich zurecht.

»Auch bei deinem Barte?«

»Auch bei meinem Bart!« Es klang sehr bissig, als er das sagte, und es lag ein Unterton darin, der mich warnte. Trotzdem wußte ich, daß diese letzten Worte eine Lüge waren. Und auch wieder nicht. Doch mir war nicht klar, wieso. Denn als Sill el Mot erklärt hatte, er würde zu mir zurückkommen, hatte er die Wahrheit gesagt. Zum Teufel, wie konnte man gleichzeitig lügen und die Wahrheit sagen?

Ich spürte, daß ihn ein Geheimnis umgab, ein Geheimnis, dem ich zuletzt sehr nahe gekommen war. Zu nahe für sein Gefühl, denn er hatte mit seiner Rechten zum Griff seines Schwertes gegriffen. Er löste sie jedoch schnell wieder und sah mich streng an.

»Wage es nicht noch einmal, mich zu reizen, Inglistani. Ich habe Menschen getötet, die mir weniger taten!«

Dies war keine Warnung mehr, sondern eine unverschleierte Drohung. Da ich den Mann kämpfen gesehen hatte, besaß ich wenig Interesse, mich mit ihm anzulegen, vor allem nicht aus einem derart sinnlosen Grund.

»Ich möchte mich entschuldigen, Sill el Mot. Du bist der Mann der Wüste und mußt entscheiden, was hier richtig und falsch ist!«

»Deine Worte sind klug«, sagte Sill, in einem Ton, der mich fast frieren ließ. »Du bist der Fremde hier. Wären wir in Inglistan, so würde ich deinen Rat befolgen, so wie du meinen hier befolgen wirst. Doch verzeih auch mir, denn ich vergaß, daß die Wüste einen Fremden erschreckt und ihn Dinge sagen läßt, die sonst niemals über seine Lippen kommen würden!«

Nachdem wir uns auf diese Weise diplomatisch den kalten Krieg erklärt und ihn gleich darauf wieder beendet hatten, breiteten wir unsere Decken aus und legten uns zum Schlafen nieder. Zuerst hatte ich das Gefühl, auf Dornen zu liegen, so sehr schmerzten meine Verletzungen. Doch dann forderten die Strapazen der vergangenen Tage ihren Tribut.

* * *

Die schweren Streitrosse der Tempelritter und die leichten Sarazenenpferde der Mamelucken setzten sich in Bewegung. Der Kampfruf der Kreuzritter, »Gott will es!«, brauste aus fast hundert Kehlen über die Wüste. Hendrik van Retten hörte, wie ein einziger Mameluck ein »Allahu akbar!« ausstieß. Doch in der Anspannung des Angriffes achteten die Templer nicht darauf. Hätten sie es getan, hätte der arme Kerl einen Augenblick später Gelegenheit gehabt, seine Behauptung zu überprüfen.

Sie kamen dem Gebilde rasch näher. Es war riesig. Hendrik hielt es für größer als die Pyramiden. Dabei lief es nicht spitz zu wie jene, sondern endete in unzähligen Kristallrosetten, in denen sich der Wind

fing und eine heulende Begleitmusik zu dem Angriff sang. Hendrik starrte auf die rauhe Oberfläche der Sandrose, die keinen einzigen Zugang zeigte, und fragte sich, wie de Valois den Eintritt erzwingen wollte.

Doch der Desert-Master ritt ohne Zögern auf die Felswand zu, stellte sich in unvermindertem Tempo kurz davor im Sattel auf und hob die Hand zu einer gebieterischen Geste. Eine Sekunde später hatte er die Wand erreicht – und ritt durch sie hindurch.

Hendrik spürte einen jähen Schreck, als sein Pferd ohne anzuhalten dem Hengst Philippe de Valois' folgte.

Aber der schreckliche Aufprall, auf den er wartete, kam nicht. Es gab keine Wand. Er tauchte in eine Schwärze ein, die tiefer und undurchdringlicher als alles war, was er bisher gesehen hatte. Für einen Augenblick erloschen alle Geräusche bis auf ein Knistern und Raunen, das nicht von dieser Welt zu kommen schien. Panik packte ihn; er wollte schreien. Doch seine Lippen blieben so stumm wie die Welt um ihn. Der Desert-Master, seine Ordensbrüder, ja selbst das Pferd unter ihm schienen wie von der Schwärze verschlungen. Allein seine Angst war noch real. Eine Angst, wie er sie noch niemals zuvor in seinem Leben empfunden hatte.

Gerade, als sich der Gedanke, für immer in dieser ewigen Dunkelheit gefangen zu sein, lähmend auf sein Bewußtsein zu legen begann und die Furcht übermächtig zu werden drohte, schollen die begeisterten Rufe seiner Kameraden auf, und er begriff, daß alles gutgegangen sein mußte. Erleichtert riß er sein Schwert aus der Scheide und brüllte sich seine Anspannung und seine Angst aus der Kehle.

Plötzlich schlug ihm grelles, schmerzhaftes Licht entgegen. Hendrik schloß geblendet die Augen und legte, als das nichts half, die linke Hand schützend vor die Sehschlitze seines Helmes. Doch das Licht drang mit einer Leichtigkeit durch den Panzerhandschuh, als bestände dieser aus Glas. Hendrik erkannte kaum, daß sie in eine weite Halle eingedrungen waren, deren glatte Wände und Decken so gnadenlos hell wie flüssiges Eisen strahlten.

Die Reiterschar der Templer, die sich nun in der Mitte des Saales sammelte, um auf de Valois' Befehle zu warten, glich weit eher einer ängstlichen verwirrten Hammelherde, die sich unter dem Heulen des Wolfes duckte, als einer stolzen Erobererschar.

Nur den Desert-Master schien das Licht nicht zu irritieren. Er reckte

die rechte Faust zur Decke empor und rief mit hallender Stimme ein einziges, finster klingendes Wort. Die Wände flackerten – und erloschen mit einem zischenden Laut! Doch bevor sich die Dunkelheit über die Halle niedersenken konnte, setzte der Desert-Master erneut seine magischen Sinne ein. Eine gelbe Lichtspur huschte durch die Halle und formte sich zu einer großen, glühenden Schlange, die über die Decke kroch. Sie verströmte genug Licht, um den Saal zu erhellen, und wies gleichzeitig den Templern den weiteren Weg.

Der Desert-Master winkte seinen Leuten, ihm zu folgen, und ritt auf ein großes Loch in der Wand zu, bei dem Hendrik sich sicher war, daß er an dieser Stelle vorhin noch blanken Sandstein gesehen hatte.

»Zeige dich, du Höllenkreatur!« brüllte de Valois.

Er kam keine zehn Meter weit. Plötzlich brach der Boden der Halle mit einem infernalischen Krachen vor ihm auf. Ein armdicker Sandstrahl raste aus der entstandenen Öffnung und mit der Gewalt eines Geschosses zwischen die Templer.

Reiter wurden aus den Sätteln gefegt, Pferde stürzten wiehernd zu Boden und schlugen panikerfüllt um sich. Menschen und Tiere verkeilten sich heillos ineinander und flogen wie Spreu durch die Luft.

Und dann eskalierte das Chaos zu einem infernalischen Höhepunkt. Plötzlich lösten sich große Felsblöcke aus den Wänden. Sie rollten den Pferden vor die Hufe – und formten sich zu alptraumhaften, trollartigen Wesen, die sich mit wildem Geschrei auf die Templer stürzten.

* * *

Ich erwachte, als mich Sill el Mot heftig schüttelte. »Willst du jetzt aufbrechen?« fragte ich schlaftrunken. Ein Lachen antwortete mir, dann trat mein Begleiter zur Seite. Anstelle eines Kameles standen jetzt derer drei in unserer Nähe. Sill el Mots Stute und ein hochbeiniger Hengst waren bereits gesattelt, während dem dritten Tier – das ich im übrigen für äußerst häßlich hielt – unser Gepäck und die Wasserschläuche aufgeladen waren.

Ich spähte zum Himmel hoch. Der östliche Rand des Horizontes wurde bereits vom silbernen Widerschein des Tages erhellt.

So schnell wie diesmal war ich schon lange nicht mehr auf den

Beinen. Während ich mich besorgt umsah – ich konnte ja nicht wissen, ob die Beni Dschaffar Sill el Mot schon auf den Fersen saßen, streifte ich meine Kleidung über, um dann eilig zu den Kamelen zu laufen.

»Sollten wir nicht zuvor einen Becher Kaffee trinken? Ich habe genug getrockneten Dung gefunden, um ein Feuer anzünden zu können«, fragte Sill el Mot verwundert.

Eine Tasse starken, heißen Kaffees war genau das gewesen, was ich in den letzten Tagen am meisten vermißt hatte.

Doch ich war zu unruhig, um in dieser Situation darauf warten zu können, bis das Gebräu fertig war. Ich nahm mir nur eine Handvoll getrockneter Datteln aus dem Proviantsack und setzte mich in den Sattel.

»Wenn du dich vor den Beni Dschaffar fürchtest, Sidi, so kann ich dich beruhigen. Sill el Mot hinterläßt keine Spur, der ein Mensch folgen kann!« Der Spott in seiner Stimme hätte mich fast dazu gebracht, ihm zu beweisen, daß ich keine Angst hatte. Doch zum Glück fiel mir schnell genug eine Ausrede ein.

»Ich bin in Sorge wegen des geflohenen Templers. Was, wenn er auf andere Ritter seines Ordens gestoßen ist? Ich kenne diese Leute gut genug, um vor ihrer Rache auf der Hut zu sein!«

Sill el Mot fuhr kaum merklich zusammen. Seine Augen weiteten sich. Dann nickte er.

»Du hast recht, Sidi.« Verwirrt griff er sich mit der Hand an den Kopf. »Der Templer! Ich hatte ihn ganz vergessen! Wir haben jetzt genug Reittiere und könnten ihm... ach nein, das hat keinen Sinn. Wir müssen zu...« Er schwieg und setzte sich verwirrt in den Sand.

Ich war nicht weniger verwirrt als er. Zu schnell hatte seine Stimme ihren blutrünstigen Klang verloren, als daß dies natürlich sein konnte. Ganz sacht meldete sich ein häßlicher Verdacht in mir – nämlich der, daß Sill el Mot vielleicht ein sehr netter, nichtsdestotrotz aber auch sehr verrückter Mann war.

Ich schluckte heftig an dem Kloß, der in meiner Kehle saß, und starrte Sill el Mot an. Je mehr ich nachdachte, um so stärker wurden die Indizien, die für die Störung seines Geistes sprachen. So hatte er das Tuch, das sein Gesicht verbarg, nicht einmal in der Nacht abgelegt. Er hatte auch nicht mit mir zusammen gegessen. Selbst beim Trinken hatte er sich stets zur Seite gedreht, damit ich sein Gesicht ja nicht

sehen konnte. Soviel ich wußte, war dies nicht einmal bei den Tuareg üblich, die ja ihr Gesicht ebenfalls verhüllen.

Wieder stand ich einer Zahl von Fragen gegenüber, auf die ich keine Antwort wußte. Nur eins war mir jetzt endgültig klar: Ich durfte diesem Mann weder offen widersprechen, noch ihn irgendwie reizen. Ich konnte nur hoffen, daß er sein Versprechen einhielt und mich nach Alexandria brachte.

»Wie lange werden wir nach Alexandria brauchen?« erinnerte ich ihn.

»Alexandria…? Ach ja, wir werden es bald erreichen!« antwortete er mit tonloser Stimme. Ohne mich weiter zu beachten, nahm er den Zügel des Lastkamels und stieg auf seine Stute. Mit einem kurzen, kehligen Laut ließ er die Tiere aufstehen und ritt in die Wüste hinaus.

* * *

Nach der ersten Viertelstunde begann ich Sill el Mot zu verfluchen. Das Kamel, das er gebracht hatte, mochte vielleicht schnell und ausdauernd sein, doch als Pferd hätte man es in jeder Trabrennbahn wegen unreiner Gangart disqualifiziert. Das Vieh lief in ruckartigen Bewegungen, deren Stöße mich bis ins Mark erschütterten, und schwankte dabei wie ein Schiff im Sturm. Ich hatte genug zu tun, um nicht vom Sattel herabgeschleudert zu werden, und war froh, daß der Hengst Sill el Mots Stute aus freien Stücken hinterherlief. Lenken hätte ich ihn nicht gekonnt.

Erst nach geraumer Zeit hatte ich mich soweit an das Schaukeln gewöhnt, daß ich mich ein wenig umsehen konnte.

Sand und Dünen, so weit mein Auge reichte. Nur im Norden wurde die fürchterliche Öde durch einige kleine, dunkle Punkte unterbrochen. Da ich mir nicht sicher war, ob sich diese Punkte bewegten, preßte ich die Augen zusammen und beschattete sie mit meiner rechten Hand, um genauer sehen zu können.

Tatsächlich, irgend etwas folgte unserer Spur und holte dabei rasch auf. Die Beni Dschaffar, war mein erster Gedanke, da mir die Anzahl der Punkte für Templer zu groß erschien. Doch irgendwie sahen diese Punkte nicht nach Kamelen aus. Ich wußte nicht, wonach sie aussahen – aber eindeutig nicht nach Kamelen.

»He, Sill el Mot, sind das da hinten Hyänen?« rief ich, um meinen

Begleiter auf die Punkte aufmerksam zu machen. Der Beduine warf einen Blick zurück und stieß eine heftige Verwünschung aus.

»Bei allen Teufeln der Hölle! Das sind Menschen! Wir müssen fliehen!« Mit diesen Worten faßte er die Leine des Lasttieres kürzer, peitschte auf seine beiden Kamele ein und raste davon. Ich wollte ihm folgen, doch da begann mein Hengst zu bocken.

»Vorwärts«, schrie ich das Tier an und schlug ihm die Zügelenden gegen den Hals. Doch statt den beiden anderen Kamelen nachzulaufen, wurde das Vieh noch störrischer und blieb stehen. Sill el Mot hatte schon fast eine halbe Meile gewonnen, während hinter mir die Punkte rasch größer wurden. Schon konnte ich erkennen, daß es Reiter auf Pferden waren, und sah ihre weißen Umhänge im Wind flattern. Ich hielt sie jetzt endgültig für Beduinen von dem Stamm, bei dem Sill el Mot die Kamele entliehen hatte, und ich stellte mir vor, was sie mit mir anstellen würden, wenn ich in ihre Hände geriet.

Das Ergebnis dieser Überlegung war nicht sehr ermutigend. Verzweifelt schlug ich mit beiden Fäusten auf den Hengst ein und brüllte ihn an, daß es meine Verfolger hören mußten. Doch mein Kamel stieß nur einen kollernden Laut aus, der wie ein Lachen klang, und steckte seinen Kopf zwischen den Vorderbeinen hindurch.

Da tauchte neben mir ein Schatten wie aus dem Nichts auf. Ich riß den Stockdegen hoch und wollte in einer Reflexbewegung zustechen, als ich Sill el Mot erkannte. Er beugte sich weit über den Hals seiner Stute und faßte die Zügel des bockigen Kamels. Die Leine spannte sich mit einem Ruck, als Sill el Mot sein Tier antrieb und den Hengst förmlich hinter sich her schleifte.

Dann begann das Vieh endlich zu laufen. Innerhalb weniger Sekunden holte er Sills Stute ein… und biß sie in die Hinterbacken. Die Stute schrie empört auf und machte einen Satz, der Sill fast von ihrem Rücken schleuderte.

»Versuch den Hengst zurückzuhalten!« schrie er.

Das war leicht gesagt. Doch das Tier dachte nicht daran, auch nur einem meiner Befehle zu folgen. Es hatte Spaß daran gefunden, die Stute in die Beine zu kneifen. Und diesen Spaß ließ er sich auch von mir nicht verderben. Zur Abwechslung schnappte er auch mal nach dem Lastkamel, bis es sich wie närrisch gebärdete und mit allen vieren um sich schlug.

Mit einem Mal schwirrte etwas mit dem Geräusch einer bissigen

Hornisse an meiner Wange vorbei. Einen Augenblick hörte ich einen trockenen Schlag und ein erschrecktes Blöken. Die Verfolger hatten weit genug aufgeschlossen, um uns unter Beschuß zu nehmen.

Der erste Pfeil bohrte sich tief in den Hals des Lasttieres. Sill el Mot versuchte das schnaubende und bockende Tier noch unter Kontrolle zu halten, doch es fetzte ihm den Zügel förmlich aus den Händen und lief quer zu unseren Verfolgern in die Wüste hinein.

Sill el Mot zog im ersten Reflex seine Stute herum, um dem Lasttier zu folgen. Doch mittlerweile flogen uns die Pfeile so dicht um die Ohren, daß wir die Beine unserer Kamele in die Hand nehmen mußten, um noch die winzige Chance zu wahren, unseren Verfolgern zu entkommen.

Ich sah mich kurz um – und wünschte mir gleich darauf, es nicht getan zu haben.

Unsere Verfolger waren keine Beduinen. Solch gewaltige Schlachtrösser ritten keine Beduinen!

Es waren Templer.

Aber nicht nur sie. In ihrer Begleitung befanden sich fast zwei Dutzend kleine, braunhäutige Reiter auf drahtigen, sehr flinken Ponys, die uns mit schrillem Kriegsgeheul beschossen.

Jetzt erkannte ich auch die roten Templerkreuze auf den Waffenröcken der Reiter und fühlte gleichzeitig Sill el Mots Haß wie einen glühenden Funken auf mich überspringen, als gäbe es eine Verbindung zwischen unseren Seelen. Nicht, daß das nötig gewesen wäre. Meine Meinung über die Tempelritter begann sich allmählich zu ändern – um ungefähr hundertachtzig Grad, um genau zu sein. Ich hatte diesen religiösen Fanatikern schon mehrmals in schwierigen Situationen geholfen und ihnen die Kastanien aus dem Feuer geholt. Doch stets war ich es gewesen, der am Ende die Zeche dafür hatte bezahlen dürfen.

Ich mußte wieder an das Auge des Satans denken. Oder Yighhurat, wie sein wirklicher Name lautete. Ich wußte, daß es den Templern vor allem um dieses magische Kraftpotential ging. Wäre es mir möglich gewesen, ich hätte das Auge auf der Stelle zerschmettert, nur um sie um diesen Erfolg zu bringen. Doch es war – wie alle der SIEBEN SIEGEL DER MACHT – scheinbar unzerstörbar.

»Es hat keinen Sinn mehr, Sidi! Wir können ihnen nicht entkommen!

Es ist besser, wir stellen uns jetzt zum Kampf, als daß wir damit warten, bis wir vom Durst und der Sonne zermürbt sind!« schrie Sill. Gleichzeitig zerrte er an den Zügeln seiner Dromedarstute und brachte das Tier zum Stehen. Mein Hengst lief noch einige Schritte weiter, doch dann konnte ich ihn zügeln und zu Sill el Mot zurücklenken.

»Nimm, Sidi. Diese Waffe ist zwar gegen den Zauber der Reiter des Kreuzes wertlos. Doch versuche, so viele von ihren Sklaven wie möglich in die Dschehenna zu schicken!« Mit diesen Worten drückte mir Sill el Mot einen reichlich altmodischen Revolver in die Hand und legte selbst den ersten Pfeil auf die Sehne.

Er zielte auf den vordersten der vier Templer, doch der Mann riß sein Pferd im vollen Lauf zur Seite und entkam dem Geschoß um Haaresbreite. Bevor Sill el Mot einen zweiten Pfeil abschießen konnte, zügelten die Templer ihre Pferde und blieben knapp außerhalb der Reichweite der Pfeile stehen.

Sill senkte wütend seinen Bogen, ohne die Waffe jedoch zu entspannen. »Wo bleibt ihr, ihr Feiglinge?« schrie er. »Kommt, meine Pfeile dürsten nach eurem Blut!«

Tatsächlich ließ sich einer der Templer provozieren, hob Schild und Schwert und wollte wütend sein Pferd antreiben, aber der Anführer des kleinen Heeres hielt ihn am Arm zurück.

»Warte!« befahl er. »Es ist klüger, diese beiden Hunde von den Mamelucken erledigen zu lassen.« Mit einer zornigen Bewegung wandte er sich an seine arabischen Krieger. »Los, deckt sie mit euren Pfeilen ein! Die schönste Sklavin in der Ordensburg dem, der diesen verfluchten Sill el Mot erledigt! Und einen Beutel Gold für den, der mir den Kopf Robert Cravens bringt!«

Seine Stimme kam mir bekannt vor, doch es war Sill el Mot, der wütend seinen Namen knurrte. »Guillaume de Saint Denis! Ich hätte diesem Hund folgen und ihn erschlagen sollen!« Außer sich vor Wut jagte er seinen Pfeil in de Saint Denis' Richtung. Er traf auch, doch das Geschoß hatte durch den weiten Weg so viel von seiner Wucht verloren, daß es das Panzerhemd des Templers nicht mehr durchschlagen konnte.

Sill el Mots nächster Pfeil galt einem vorwitzigen Mamelucken, der speerschwingend auf uns zustürmte. Ein gellender Schrei hallte durch die Wüste dann trabte das Pferd mit leerem Sattel zurück.

»Kommt, ihr Verräter, und verdient euch den Preis, den dieser Bastard

auf meinen Kopf ausgesetzt hat«, schrie Sill, als die Mamelucken erschreckt ihren Kreis erweiterten.

Guillaume de Saint Denis begann zornig zu brüllen. »Feiglinge! Ich werde jeden eigenhändig töten, der flieht! Was seid ihr nur für Kreaturen!? Sie sind nur zwei, und ihr zwanzig!« Er hob sein Schwert – mir fiel auf, daß er die Waffe mit der Linken führte – und deutete befehlend auf Sill.

»Vorwärts, Mamelucken! Tötet ihn! Der Desert-Master wartet nicht gerne!« Die Mamelucken rückten tatsächlich wieder einige Yards vor, ganz offensichtlich allein durch die Erwähnung des Desert-Masters eingeschüchtert. Doch Sill el Mot mußte nur seinen Bogen heben, um sie wieder zum Stehen zu bringen.

Es war fast zum Lachen. Die Templer und ihre Handlanger würden mit Sicherheit keine zehn Sekunden brauchen, uns niederzumachen. Doch die abergläubische Furcht, die Sill el Mots düsterer Ruf in die Herzen der Mamelucken gepflanzt hatte, erwies sich als stärker als die Autorität de Saint Denis’. Vor ihm mochten sie Angst haben – doch Sill el Mot war ein Dämon für sie, ein Geschöpf der Dschehenna, das sie mehr fürchteten als den Tod.

Trotzdem gab ich mich keinen falschen Hoffnungen hin. Letztlich würde die Autorität der Templer siegen. Nach allem, was ich mit Guillaume de Saint Denis und seinen kreuztragenden Kameraden erlebt hatte, zweifelte ich keine Sekunde daran, daß er einen oder auch mehrere seiner Mamelucken umbringen würde, um die anderen einzuschüchtern.

Und die vier Templer wurden jetzt sichtlich unruhig. Zwei von ihnen begannen den Kreis ihrer Mamelucken abzureiten und redeten heftig auf sie ein, wobei sie die Hände in kaum mehr verhohlener Drohung auf ihre Schwerter legten.

Schließlich zog der Templer, der bei de Saint Denis zurückgeblieben war, sein Schwert mit einer dramatischen Geste blank und hob es über den Kopf. »Vorwärts, Mamelucken!« schrie er. »Mehr als zwei oder drei von uns kann er nicht erwischen!« Er gab seinem Pferd die Sporen. Drei, vier Mamelucken lösten sich auch gehorsam aus dem Kreis, um ihm zu folgen. Doch der Rest blieb stehen. Der Ritter sprengte noch zehn, fünfzehn Schritte weiter, verhielt sein Pferd und sah sich unsicher um.

Guillaume de Saint Denis machte eine besänftigende Geste.

»Es hat keinen Sinn, den Helden spielen zu wollen, Bruder de Guivac«, sagte er. »Diese Memmen geben doch nur Fersengeld, wenn dir dieser Kerl einen Pfeil durch den Leib schießt.«

De Guivac hielt sein Pferd mit einem gräßlichen französischen Fluch an und drohte den Mamelucken mit der gepanzerten Faust. »Verdammte Hunde, wollt ihr jetzt gehorchen? Sonst schlage ich euch eigenhändig die Schädel ein!«

Ich starrte ihn zornig an. Es war nicht einmal die unmittelbare Lebensgefahr, in der ich schwebte. Es war weiß Gott nicht das erste Mal, daß ich mit der Waffe in der Hand oder den bloßen Fäusten um mein Leben kämpfen mußte und, soweit das überhaupt möglich war, hatte ich mich halbwegs an solch unerfreuliche Zwischenfälle gewöhnt. Was mich schier zur Weißglut brachte, war die unverschämte Art, in der sich die vier Templer über uns unterhielten – als existierten wir gar nicht.

Obwohl ich sein Gesicht wegen des geschlossenen Visiers nicht sehen konnte, merkte ich, daß Saint Denis nervös wurde. Ich kannte die Oberen des Templerordens gut genug, um zu wissen, daß sie für eine Niederlage nur selten eine Entschuldigung gelten ließen. Und de Saint Denis stand nur knapp vor einer solchen. Einer Niederlage, die nicht Sill el Mots Bogen und mein Revolver ihm beibringen würden, sondern seine mangelnde Autorität über die eigenen Leute.

Er starrte fast hilflos zu uns herüber. Sein Gesicht war hinter dem mattglänzenden Eisen seines Helmes verborgen, aber es war wahrhaftig nicht schwer, seine Gedanken zu erraten.

Auch die anderen Templer schienen nicht genau zu wissen, wie sie sich verhalten sollten. Die Herren hatten wohl zu lange ihren Mamelucken die Drecksarbeit überlassen, um sie jetzt so ohne weiteres selbst erledigen zu wollen. Vor allem de Guivac wurde immer nervöser. Immer wieder blickte er wie gebannt auf sein Schwert, dann plötzlich fuhr er hoch und schrie: »Heh, du elendes Wüstenschwein! Mit dem Bogen kann jedes Kind umgehen. Doch des Kriegers wahre Waffe ist das Schwert! Komm her, wenn du dich traust, und ich werde dich in zwei Teile spalten!«

»Willst du kläffender Hund etwa mit mir kämpfen?« höhnte Sill de Mot.

De Guivac lachte. »Kämpfen? Ich kämpfe nicht mit Kindern. Aber komm her und hol dir die Tracht Prügel ab, die einem Großmaul wie

dir zusteht!«

Sill ballte zornig die Fäuste – und hängte demonstrativ den Bogen über den Sattelknauf. »Bei Allah, er will es wirklich, Sidi.« Er schüttelte den Kopf und sah mich an. »Er scheint der einzige dieser Bande räudiger Schakale zu sein, der noch einen Rest von Ehre im Leib hat. Gib auf die Mamelucken acht, ich traue diesen Schurken nicht über den Weg.«

De Guivac kam mit klirrender Rüstung auf uns zugeritten. Sill el Mot zurrte sich in aller Ruhe das Turbanende zurecht, das sein Gesicht verhüllte, warf mir seinen Haik zu und riß mit einem gellenden »Allahu akbar!« sein Schwert aus der Scheide.

»Ich bin bereit, Christenhund, mit dem Schwert der Rache gegen dich zu kämpfen! Doch ich fordere meinen Preis, wenn ich gewinne!«

De Guivac zügelte sein Pferd und sah zu de Saint Denis zurück. Der Templer nickte fast unmerklich.

»Was willst du?« fragte de Guivac.

»Dein Anführer und deine Gefährten sollen schwören, daß Craven und ich frei sind und unbehindert reiten können, wenn ich dich besiege.«

De Guivac lachte. »Schwört es ihm ruhig, Brüder«, sagte er, ohne sich auch nur zu den drei anderen Templern herumzudrehen. »Er wird keine Möglichkeit bekommen, diesen Schwur von euch zu fordern.«

Die anderen Templer zögerten. Eine spürbare Nervosität begann sich unter den Männern breitzumachen.

»Was ist, Bruder de Saint Denis, Bruder de Cadoux, Bruder de Mere? Habt ihr kein Vertrauen mehr zu meinem Schwertarm?« De Guivacs Stimme klang gereizt. Es war zu spüren, daß er sich in seiner Ehre gekränkt fühlte. Um ihn nicht noch mehr zu verärgern, nickten de Mere und de Cadoux und baten ihren Anführer, den Kampf zu gestatten.

»Gut, ich verspreche, daß ihr unbehelligt reiten könnt!« erklärte de Saint Denis mit gepreßter Stimme. Ich merkte ihm an, daß er in diesem Kampf einen Wink des Schicksals sah, die verfahrene Situation zu seinen Gunsten zu entscheiden. Anscheinend hatte sich de Guivac bei ähnlichen Begebenheiten schon öfters ausgezeichnet.

»So schwöre, was du versprochen hast, bei dem Kreuz auf deiner Brust

und bei deinem Gott!« rief Sill.

Die Templer quittierten diese Forderung mit empörten Rufen. Nur de Saint Denis blieb ruhig und starrte den schwarzgekleideten Templerjäger voll unverhohlenem Haß an. Ich spürte den inneren Kampf, der in ihm tobte. Doch ich wußte genau wie er, daß die Zeit für ihn noch schneller verrann als für uns.

»Ich schwöre es bei Gott und dem Kreuz«, krächzte er nach einigen Sekunden.

»Dann können wir beginnen!« Sill hob sein prachtvolles Schwert und machte Anstalten, sein Dromedar antraben zu lassen. Aber diesmal war es de Guivac, der abwehrend den Arm hob.

»Willst du etwa auf deinem baumlangen Vieh gegen mich kämpfen? Ist das deine Auffassung von Fairneß, du schwarzer Floh?« schrie er aufgebracht.

»Dann steig ab«, entgegnete Sill. »Ich habe nichts dagegen, dich zu Fuß zur Dschehenna zu schicken, Giaur.«

De Guivac schüttelte den Kopf. »Wir werden wie Männer zu Pferde streiten. Auch wenn du Heide diese Ehre nicht zu schätzen weißt«, sagte er.

Sein Vorschlag gefiel mir nicht – schon allein deswegen, weil weder de Saint Denis noch einer der andere Templer etwas dagegen einzuwenden hatte.

»Paß auf, Sill«, murmelte ich. »Der Kerl führt etwas im Schilde!«

Doch mein Begleiter ließ sich durch mein Mißtrauen nicht beirren. Er sprang von seiner Stute und ging auf den Mamelucken zu, der das Pferd des Toten eingefangen hatte.

»Bring es her!« forderte er gebieterisch. Der Mann warf einen erschreckten Blick auf de Guivac. Als dieser nickte, ritt er vorsichtig auf Sill el Mot zu. Er nahm sich kaum die Zeit, ihm die Zügel zu reichen, sondern riß sein Pferd sofort wieder herum und raste wie von Furien gehetzt zu seinen Gefährten zurück. Sill el Mot sandte ihm einen verächtlichen Blick nach und schwang sich mit einer eleganten Bewegung auf den Rücken des Tieres.

Ich bemerkte zufrieden, daß er zu Pferd einen ebenso geschickten Eindruck wie im Sattel seiner Kamelstute machte. Wenn de Guivac

darauf gerechnet hatte, ihn in eine für ihn ungünstige Position zu manövrieren, so hatte er sich getäuscht.

Dennoch fragte ich mich, weshalb der Zweikampf jetzt als fair gelten sollte. Zum einen trug der Templer einen Kettenpanzer, während Sill el Mot ungerüstet in den Kampf ritt, und zum anderen besaß de Guivacs Riesengaul ein mindestens um zehn Zoll höheres Stockmaß als die zierliche Araberstute Sill el Mots. Und dazu war er kaum langsamer als diese.

Auch Sill el Mot wußte, daß die Karten recht ungleich verteilt waren, zumal der Templer sein eigenes Tier ritt, während er es mit einem fremden Pferd zu tun hatte. Doch er schien sich seiner Sache weit sicherer zu sein als ich. Er ließ die Stute mit tänzelnden Schritten antraben und umkreiste die Kamele und mich, bevor er auf seinen Gegner zuritt.

De Guivacs Streitroß explodierte förmlich und schoß wie eine Lawine aus Fleisch und Panzerplatten los. Das lange Schwert des Templers sauste pfeifend durch die Luft. Ich hielt unbewußt den Atem an und wartete auf den tödlichen Schlag. Doch in dem Moment, wo ihn de Guivacs Klinge treffen mußte, glitt Sill el Mot blitzschnell an der Flanke der Stute herab.

Er schwang sich jedoch sofort wieder in den Sattel und versetzte dem Templer zwei rasche Hiebe, bevor er selbst wieder dem Schwert des anderen ausweichen mußte.

Der Kampf verlief zunächst in den gleichen Bahnen. De Guivac versuchte mit Gewalthieben zum Erfolg kommen, während Sill el Mot seinen Angriffen geschmeidig auswich und darauf lauerte, daß sich der Templer eine Blöße gab. Dann jedoch schlug er blitzschnell zu. Wenn seine Hiebe auch nicht mit der gleichen Wucht wie die seines Gegners geführt wurden, so trafen sie wenigstens.

De Guivacs heftiges Atmen übertönte schon bald das Schnauben der Pferde. Allmählich kamen seine Schläge nicht mehr so schnell, und sie besaßen auch nicht mehr die fürchterliche Kraft wie zu Anfang. Während ich allmählich Hoffnung zu schöpfen begann, wurden die Stimmen der Templer und Mamelucken immer erregter.

»Halte durch, Bruder de Guivac! Vernichte den verdammten Heiden!« rief de Saint Denis beschwörend, während er und seine beiden Begleiter immer näher auf die Kämpfenden zukamen. Ich begann zu befürchten, daß sie de Guivac unterstützen würden, auch wenn dies

nicht zum Ehrenwort eines Tempelherren passen würde. Aber wer sollte wohl von ihrem Verrat erzählen, wenn die beiden einzigen Zeugen tot waren?

Auch die Mamelucken zogen ihren Ring enger um uns. Drei von ihnen griffen sogar zu ihren Bögen, um Sill el Mot einen Pfeil in den Rücken zu jagen.

»Die Hände von den Waffen!« sagte ich scharf. Ich fuchtelte drohend mit meinem Revolver in der Luft herum und gab einen Warnschuß ab, dicht über ihre Köpfe hinweg. Das Peitschen des Schusses ließ die Kerle herumwirbeln. Für einen Augenblick deuteten die Spitzen ihrer Pfeile auf mich. Ich sah den Willen zum Töten in ihren Augen aufflammen, doch angesichts der drohenden Mündung erlosch der Funke schnell wieder. Und schließlich senkten sie die Waffen.

»Danke, Sidi«, rief Sill el Mot und winkte mir zu. De Guivac versuchte diese scheinbare Unaufmerksamkeit zu nützen und schlug sofort zu. Doch sein Schwert zerteilte nur zum x-ten Mal die Luft, während Sills Waffe wie eine stählerne Schlange zustieß und sich tief in die Schulter des Templers biß.

De Guivac heulte vor Schmerz auf und ließ beinahe sein Schwert fallen. Doch er faßte rasch nach und zwang seinen Hengst, rückwärts zu gehen. Er schien schwer angeschlagen – doch ich fühlte, daß er alle Muskeln anspannte.

»Vorsicht, Sill!« brüllte ich, da sauste das Schwert des Templers auch schon heran. Sill riß seine Klinge mit einer Bewegung herum, der mein Auge nicht einmal mehr zu folgen vermochte.

Doch der Schlag de Guivacs galt nicht Sill el Mot, sondern traf den Hals der Araberstute. Das Tier schrie gequält auf und blieb mit zitternden Flanken stehen. »Jetzt stirb, du Hund!« brüllte der Templer, trieb sein Schlachtroß an und rannte die kleine Stute schlichtweg über den Haufen.

Für einen Augenblick sah ich nur die ineinander verkeilten Pferdeleiber und durch die Luft wirbelnde Hufe. Das Triumphgebrüll der Templer gellte in meinen Ohren, während die Mamelucken auf die Kämpfer zustürmten und mir fast die Sicht auf meinen Gefährten nahmen.

Keiner achtete mehr auf mich, denn alle Augen richteten sich auf Sill el Mot, der schwerfällig aufstand und mit taumelnden Schritten de Guivacs Riesenroß auszuweichen versuchte. De Guivac stellte sich

noch immer nicht zu einem fairen Kampf, sondern versuchte Sill mit seinem gewaltigen Panzerpferd niederzureiten.

Innerhalb von Augenblicken war ich von waffenschwingenden Arabern umringt. Sie hätten mich am liebsten in Stücke gehackt, doch noch hielt sie die Furcht vor der Schußwaffe in meiner Hand zurück.

De Guivac spielte unterdessen weiter Katz und Maus mit meinem Gefährten. Er hätte Sill el Mot schon längst den entscheidenden Schlag geben können. Doch er wollte sich für die Wunde rächen, die Sill ihm beigebracht hatte. Immer wieder ließ er seinen Riesengaul antraben und riß ihn so scharf herum, daß Sill ein ums andere Mal von dem Pferdeleib in den Sand gestoßen wurde.

Die Templer und Mamelucken jubelten begeistert, als Sill das Schwert aus der Hand geprellt wurde und einige Meter von ihm entfernt in den Sand fiel. Er wollte der Waffe sofort nach, doch de Guivac drängte ihn mit dem Pferd zurück. Ein Mameluck trat vor und hob das prachtvolle Schwert auf.

»So, du Wüstenfloh«, sagte de Guivac böse. »Jetzt zeig, was du kannst.« Und damit sprengte er abermals los.

»Sohn einer Hündin und eines räudigen Schakals!« brüllte Sill. Im nächsten Moment mußte er schon wieder hastig beiseite springen.

»Mach ein Ende, Bruder de Guivac«, forderte de Saint Denis mit scharfer Stimme.

De Guivac ließ sein Pferd einige Schritte rückwärts gehen und hob sein Schwert zum entscheidenden Schlag.

Im selben Moment schnellte Sill el Mot nach vorn, packte mit der rechten Hand die Nüstern des Hengstes und bog seinen Kopf mit einer schnellen Bewegung herum. Den Bruchteil einer Sekunde stand das Pferd noch auf seinen vier Beinen. Dann knickte er mit den Vorderbeinen ein und stürzte wie vom Blitz gefällt zu Boden.

De Guivac landete scheppernd im Sand und blieb bewegungslos liegen. Bevor die wie erstarrt stehenden Templer und Mamelucken reagieren konnten, war Sill schon bei ihm, trat ihm das Schwert aus der Hand und öffnete sein Visier.

Das Gesicht dahinter war bleich, die Augen weit geöffnet. Aber sie sahen nichts mehr. De Guivac war tot.

Er hatte sich das Genick gebrochen.

Sill erhob sich und trat schwer atmend einige Schritte zurück. »Der Kampf ist vorbei. Ich habe ihn besiegt. Erinnere dich an deinen Schwur«, schrie er, als die Mamelucken vor Wut und Enttäuschung heulend von ihren Pferden sprangen.

Guillaume de Saint Denis blieb still auf seinem Streitroß sitzen, als seine Leute über Sill herfielen. Sill konnte nicht einmal das Schwert des toten Templers benützen, so eng hingen die Mamelucken an ihm. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung schüttelte er zwei oder drei der Kerle von sich ab, trat einem die Beine unter dem Leib weg und stieß einem anderen den Dolch in den Arm.

Dann traf ihn de Mere mit einem brutalen Schlag seines Speerschaftes am Handgelenk und prellte ihm die Waffe aus der Hand.

De Saint Denis deutete auf mich.

»Packt ihn!«

Ich feuerte den Revolver in rascher Folge leer und schleuderte die nutzlos gewordene Waffe dem nächstbesten Mamelucken ins Gesicht. Drei, vier Männer wichen schreiend zurück, aber sofort füllte ein halbes Dutzend anderer die Lücke.

Zu meinem Glück war das Knäuel um mich so dicht, daß sich die Männer gegenseitig behinderten. Trotzdem schrammte eine Speerspitze schmerzhaft über meine Schulter. Ein Mameluck packte mich am Bein und stach mit seinem Dolch nach meiner Wade. Ich trat ihm mit aller Kraft ins Gesicht.

Einige Kerle kletterten wie Affen an dem Kamel hoch, faßten nach meinen Kleidern und versuchten mich aus dem Sattel zu ziehen. Einen konnte ich mit dem Stockdegen abwehren. Dann legte sich eine Schlinge von hinten um meinen Hals. Ich griff mit beiden Händen zu. Bevor ich meine Finger unter den Strick zwängen konnte, schlossen sich drei, vier Hände um meine Arme. Ich wurde gepackt, vom Kamel gezerrt und entwaffnet, alles in Bruchteilen von Sekunden. Schläge und Tritte prasselten auf mich herab.

Dann sah ich einen Speerschaft auf mich zurasen und spürte einen harten Schlag.

Und dann nichts mehr.

* * *

Als ich wieder zur Besinnung kam, hatten drei Mamelucken mich so kunstgerecht verschnürt, daß ich mich nicht mehr rühren konnte. Sill el Mot lag neben mir im Sand, gefesselt wie ich, aber in verkrümmter Haltung, um den Tritten und Kolbenstößen auszuweichen, mit denen ihn die Mamelucken traktierten. Trotzdem kam nicht der mindeste Schmerzlaut über seine Lippen. Aber seine Augen flammten förmlich vor Zorn, als er Guillaume de Saint Denis erblickte. Mühsam rollte er sich herum und kämpfte sich in eine halb kniende, halb liegende Haltung hoch.

»Du eidbrüchiger Hund!« keuchte er. »Du Sohn eines Hundes! Du Diener eines räudigen Schweines und Gefährte von quiekenden Ratten! Dafür wird dich die Dschehenna verschlingen! Euer Christengott wird dich in die Hölle schicken, wenn es ihn gibt.«

Guillaume de Saint Denis starrte mit unbewegtem Gesicht auf ihn herab. Dann – noch immer, ohne eine Miene zu verziehen – gab er Sill einen Fußtritt, der ihn abermals hintenüber kippen und sich stöhnend im Sand krümmen ließ.

»Das war für den Pfeil, den du mir in die Hand geschossen hast, du Hund«, sagte er. Er versetzte Sill einen zweiten, noch gemeineren Tritt. »Und das für Bruder Renard.«

»Hör endlich auf«, sagte ich wütend.

Guillaume fuhr herum, starrte mich einen Moment aus kalt glitzernden Augen an und schien zu überlegen, ob er auch mir einen Tritt geben solle. Aber dann lächelte er nur kalt, ließ sich vor mir in die Hocke sinken und brachte sein Gesicht ganz dicht an das meine heran.

»Mein Freund aus England«, sagte er. »Wie schön, dich wiederzusehen, Bruder Robert. Ich hoffe, du hast dich nicht zu sehr gelangweilt während meiner Abwesenheit.« Und damit versetzte er mir einen Fausthieb, der meine kaum geheilte Lippe wieder aufplatzen ließ.

»Hund!« stöhnte Sill. Guillaume wandte den Kopf und sah ihn mit betont desinteressiertem Gesichtsausdruck an.

»Verdammter, feiger Hund«, fuhr Sill fort. »Jetzt, wo wir gefesselt und hilflos sind, fühlst du dich stark, du elender Feigling. Doch den Kampf hast du anderen überlassen. Ist das eure Ritterehre, Christ?«

»Du wirst in der Hölle schmoren, Hund von einem Heiden. Allein schon wegen deiner Dummheit«, antwortete Guillaume lächelnd. Er schüttelte den Kopf. »Oder hast du wirklich geglaubt, daß ein Schwur, den ich dir leiste, vor Gott Gültigkeit besitzt? Du bist ein Ungläubiger.«

»Sie haben diesen Schwur auch mir gegenüber geleistet«, sagte ich, obwohl ich mir der Gefahr bewußt war, mir weitere Schläge einzuhandeln. Trotzdem fügte ich hinzu: »Und ich bin ein Christ! Was sagt Ihr Gewissen dazu?«

Für einen Augenblick merkte ich ihm den Schrecken deutlich an. Seine rechte Hand berührte unwillkürlich das Kreuz auf seiner Brust, auf das er den Schwur geleistet hatte. Doch er hatte sein Gewissen schnell wieder beruhigt.

»Christ?« wiederholte er fragend. »Du bist kein Christ, Bruder Robert. Wenn du es jemals warst, dann hast du einen Anspruch darauf längst verspielt. Du bist ein Ketzer. Leute wie du sind noch zehnmal schlimmer als das Heidengesindel, das in dieser Wüste lebt!«

»Warum bringen wir die Kerle nicht endlich um, damit wir ihr Wimmern nicht mehr hören müssen?« fragte de Cadoux knurrend.

»Warum?« wiederholte de Saint Denis und nahm den Helm ab, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. »Warum sollen wir sie hier töten, Bruder? Ich halte es für besser, die beiden de Valois vorzuführen. Der Desert-Master wird zufrieden sein, wenn er dem Schatten des Todes mit eigener Hand ein Ende macht.« Er setzte sich vollends in den Sand, beugte sich vor und zog mir mit einer raschen Geste das Yighhurat aus dem Gürtel. Einen Moment lang drehte er den so harmlos aussehenden Kristall in der Hand, dann zuckte er mit, den Achseln, verbarg ihn unter seinem Gewand und sah wieder prüfend auf mich herab. »Du bist ein sonderbarer Mann, Bruder Robert. Ein Ketzer, sicher, aber eigentlich kein Narr. Warum hast du das Auge nicht benutzt, uns zu vernichten?«

Die Antwort auf diese Frage hätte mich selbst brennend interessiert. Aber ich schwieg verbissen. Und irgendwie hatte ich das Gefühl, daß ich es nicht einmal gekonnt hätte, hätte ich es gewollt.

Guillaume seufzte erneut, richtete sich wieder auf und beugte sich über Sill. »Nun wollen wir sehen, welches Schurkengesicht sich hinter dieser Maske verbirgt«, knurrte er, streckte die Hand nach Sills Turban aus und riß ihn mit einem heftigen Ruck ab.

Seine Augen weiteten sich. Das höhnische Lachen, das sich auf seinen Zügen ausgebreitet hatte, erstarrte. Ein Ausdruck ungläubiger Überraschung trat in seine Augen.

Und plötzlich wurde es still. Sehr still.

Auch ich schluckte, als ich Sills feingezeichnetes, ovales Gesicht sah; ihre dünnen, wie mit schwarzen Tuschestrichen gezeichneten Brauen, das lange, bis zu den Hüften fallende, dunkelbraune Haar.

Sill el Mot, der sagenumwobene Templerjäger, war eine Frau!

* * *

ER wurde unsicher. Etwas war geschehen, was ER nicht erwartet hatte. ER war sich so sicher gewesen, daß die Angreifer nicht über SEINE erste Verteidigungsstellung hinwegkommen würden.

Einige Augenblicke hatte es auch so ausgesehen. Der von IHM erzeugte Sandstrahl hatte die Feinde und ihre Reittiere in Panik versetzt und wie Blätter im Wind verweht.

Seine aus den Felsen geschaffenen Krieger schienen nur noch die Reste der Angreifer beiseite räumen zu müssen. Doch ER hatte sich von diesem augenscheinlichen Anfangserfolg blenden lassen und den Anführer der Feinde, der noch immer unbeirrt auf seinem Pferd saß, im ersten Moment gar nicht beachtet.

Bis es zu spät gewesen war. Plötzlich hatten andere magische Energien das Spiel SEINER Kraftströme gestört und IHM die Kontrolle über den Sandstrahl entrissen. Fassungslos mußte ER miterleben, wie der Mensch die Kraft des Sandstrahls noch verstärkte und ihn dann gegen die Felstrolle einsetzte. Innerhalb von Sekunden war SEINE erste Verteidigungslinie vernichtet.

Die Templer stürmten von diesem Sieg beflügelt weiter und drangen tiefer und tiefer in SEINE Wüstenfestung ein. Zunächst hatte ER sich ihrem Vormarsch mit aller Kraft entgegengestemmt, hatte um jeden Meter Boden gerungen. Was hatte ER ihnen nicht alles in den Weg gelegt: aus dem Nichts geschaffene Barrieren aus Kristallgestein, das so scharfkantig war, daß niemand darüber hinwegklettern konnte. Doch die magische Kraft des Anführers hatte die künstlichen Gebilde in wenigen Augenblicken zerfallen lassen.

Ein Sandsturm war das nächste Hindernis gewesen, und zuletzt hatte ER versucht, die Eindringlinge in einem Raum der Wüstenburg einzumauern. Doch jedesmal war es dem Anführer der Templer gelungen, die Energien zu absorbieren und unwirksam zu machen, ja er hatte die Kraft sogar gegen IHN selbst gerichtet. IHN schauderte, als ER sich der Schmerzen erinnerte, die IHN während des magischen Kampfes gepeinigt hatten. Und zum ersten Mal in seinem Leben verspürte ER so etwas ähnliches wie Angst.

Sicher konnten sich die Zauberkräfte des Desert-Masters nicht im geringsten mit SEINEN eigenen Energien messen. Doch ER mußte mit den Waffen kämpfen, die IHM sein Gegner aufgezwungen hatte. Und diese Wahl war nicht gerade zu seinen Gunsten ausgefallen.

Zudem vermißte ER zum ersten Mal, seit ER das Yighhurat erzeugt hatte, die Kräfte, die ER in diese magische Manifestation eingeschlossen hatte. Mit ihrer Hilfe wäre es IHM ein leichtes gewesen, sich dieser aufdringlichen Fliegen zu erledigen. Doch ER mußte im Gegenteil damit rechnen, daß die Kräfte des Yighhurats schon bald gegen IHN eingesetzt wurden.

Es war bereits in die Hände der Templer gefallen. Und wenn der Mann, der es gerade trug, auch nichts mit seinen magischen Möglichkeiten anzufangen wußte, der Desert-Master wußte dies gewiß.

Wenn es soweit war, sanken SEINE Chancen, sich in dieser Zeitebene zu halten, auf den Nullpunkt. Schon jetzt lieferte ER den eindringenden Templern nur noch hinhaltenden Widerstand, denn ER hatte erkannt, daß SEINE Kräfte in den Außenregionen der Burg nicht stark genug waren, um den Desert-Master zu besiegen.

ER würde sich mit fortdauernden, heftigen Kämpfen nur sinnlos erschöpfen. ER brauchte Zeit, bis ER die Templer in den Teil der Festung gelockt hatte, in dem SEINE Kräfte stark genug waren, um sich mit dem Master messen zu können. Doch gerade Zeit war das wenigste, was ER besaß. Schon in wenigen Stunden würde der Abgesandte des Desert-Masters mit dem Yighhurat eintreffen.

ER überlegte schon, ob er sich ganz aus dieser Zeit zurückziehen sollte selbst auf die Gefahr hin, sie niemals wiederzufinden. Doch zu fliehen hieß, Den Dreizehn diese Zeitepoche zu überlassen. Und ER hatte geschworen, sie zu bekämpfen, wo immer sie zu finden waren.

* * *

Hendrik van Retten spaltete dem Felstroll mit einem schnellen Schlag den Rumpf mittendurch. So entsetzlich die Wesen aussehen mochten – zwei Meter hohe Giganten aus scharfkantigem Fels, mit grob gehauenen Gesichtern und Händen, die stark genug erschienen, einen Mann mit einer spielerischen Bewegung zu zermalmen –, so verwundbar waren sie. Schon ein kräftiger Tritt ließ sie zerbrechen. Unter den gewaltigen Schwertern der Tempelritter zerbarsten sie zu Dutzenden.

»Bravo, Bruder van Retten! Du verstehst zu kämpfen wie ein Franzose!« lachte de Saint Vire, der Sekretär des Desert-Masters, der für diese Schlacht seinen Federkiel mit dem Schwert vertauscht hatte.

»Vorsicht«, schrie Hendrik und führte einen pfeifenden Hieb gegen einen Felstroll, der hinter de Saint Vire auftauchte. Der kleine Franzose wirbelte herum und riß das Schwert hoch. Doch dann krachte Hendriks Klinge zum zweitenmal auf den Troll nieder und beendete seine Existenz.

»Merci bien, Bruder!«

»Nicht schwätzen, kämpfen«, fauchte Hendrik und stürmte weiter, um wieder an de Valois' Seite zu gelangen. Er hatte jeden Zweifel, jede Verwirrung und jede Furcht verloren.

Sie waren seit mehr als einer Stunde in dieser entsetzlichen Festung des Wahnsinns, und van Retten vermochte die verschiedenen Schrecken, die auf sie eingestürmt waren, schon gar nicht mehr zählen. Der Weg hierher war nicht nur mit den zerborstenen Überresten ihrer Feinde, sondern auch den Leichen der Mamelucken und schmerzhaft vieler Tempelrittern markiert.

Aber an all dies dachte Hendrik van Retten nicht einmal. Jetzt fühlte er sich in seinem Element. Hier war das Schwert eines Mannes und der Arm, der es schwang, wichtiger als sein Rang und sein Name. Er schalt sich beinahe wegen seiner Kleinmütigkeit, die er während der Vorbereitungen zu dieser Schlacht gezeigt hatte, und bat den Desert-Master in Gedanken um Vergebung. Er empfand es beinahe als Gnade, diesen Tag erleben zu dürfen.

Hendrik van Retten war nicht mehr der Mann, als der er hergekommen war. Aber das merkte er nicht einmal.

»Gott will es!« hallte sein Schlachtruf von den Wänden wider.

»So ist es, Bruder van Retten«, hörte er de Valois' Stimme durch das Kampfgetöse hindurch. »Gott will es!« Unter diesem Ruf kämpften sich die Templer Schritt für Schritt voran, geleitet von dem schier unerschöpflichen Willen des Desert-Masters, der für sie jene leuchtende Feuersäule darstellte, die schon Moses aus Ägypten in das gelobte Land geführt hatte.

Eine weitere Felsmauer tauchte vor ihnen auf, funkelnd wie tausend Edelsteine. De Valois schritt durch sie hindurch, ohne sie überhaupt zu beachten. Hendrik und de Saint Vire wollten ihm folgen, da hörten sie die überraschten Schreie einiger Kameraden.

»Diamanten und Rubine, welch ein Reichtum!« – »Schnell, laßt uns einige Steine herausbrechen!« – »Es wäre eine Schande, diese Pracht unbeachtet zu lassen!«

De Saint Vire versuchte sich Gehör zu verschaffen. »De Lougniere, de Reilliand, kommt, laßt das Zeug in Ruhe«, schrie er die Männer an. »Es ist Teufelswerk!«

Er erntete nur geringschätzige Blicke. Die beiden Templer schleuderten ihre Schilde zu Boden, griffen zu den größten Edelsteinen in der Wand und brachen sie mit ihren Schwertern los; faustgroße, schimmernde Brocken, die wie kleine Sterne in ihren Händen flammten.

In der ersten Sekunde.

Dann wurden sie schwarz, zogen sich zusammen wie kleine Luftballons, aus denen mit einem Schlag die Luft entwich – und die beiden Templer begannen zu schreien.

Ihre Körper glühten von innen heraus auf. Kleine weiße Flämmchen hüllten ihre Hände ein, rasten an ihren Armen und Schultern empor und setzten ihre Kleider und Haare in Brand.

Als de Valois zurückkehrte, fand er nur noch zwei qualmende Aschehäufchen vor. Sein Gesicht wurde noch schmaler, als es schon war, als er das Kreuz über die Überreste der Gefährten schlug und sich dann mit zorniger Stimme an die anderen Templer und Mamelucken wandte.

»Wir führen hier keinen Krieg gegen Heiden oder menschliche Feinde, sondern stehen dem Verderben selbst gegenüber. Alles um uns ist vom unreinen Atem des Antichristen befleckt und der ewigen Verdammnis anheim gegeben. Hier gibt es keine Beute zu erringen, sondern

unsterblichen Ruhm für unsere Seelen.« Er legte eine genau bemessene Pause ein und fuhr mit dramatisch erhobener Stimme fort: »Vergeßt nie, in wie vielen Verkleidungen das Böse auch an euch herantritt. Seid stark im Herzen und im Geiste, Brüder, und streitet wacker für Gott und das Heil!«

»Für Gott und das Heil!« antworteten die Templer im Chor.

Der Desert-Master nickte zufrieden. Als de Valois diesmal den Raum verließ, sah sich keiner mehr nach den glitzernden Steinen um. Hendrik selbst war es, der als erster hinter de Valois den nächsten Saal betrat.

* * *

Jetzt, wo wir besiegt waren und sich die lebende Legende Sill el Mot als Frau entpuppt hatte, nahmen die Mamelucken ihre Mäuler reichlich voll. Sie überschütteten Sill und mich derart mit Beleidigungen und Anzüglichkeiten, daß es zuletzt selbst de Saint Denis zuviel wurde und er die Eingeborenen mit scharfen Worten zur Ordnung rief. Die Mamelucken wären wahrscheinlich noch bis zum Abend an dieser Stelle geblieben, um ihren Sieg zu feiern.

De Saint Denis gab Befehl, uns auf unsere eigenen Kamele zu binden. Als wir losritten, schlug er ein zügiges Tempo an. Die nächste Zeit hatte ich wieder mit der Kamelkrankheit zu ringen. Als ich mich schließlich wieder an das Schaukeln meines Hengstes gewöhnt hatte, beschäftigten sich meine Gedanken weniger mit dem, was mich erwarten würde, sie galten vielmehr Sill el Mot. Obwohl ich jetzt vieles begriff, gab es doch noch etliche Geheimnisse, die ich nicht enträtseln konnte.

Eigentlich mehr als zuvor.

Aufgrund der Berichte über den legendären Templerjäger hatte ich mir einen Mann an der Grenze zum Greisenalter vorgestellt. Doch die Frau, die auf dem zweiten Kamel saß, war vielleicht zwanzig, allerhöchstens fünfundzwanzig Jahre alt, wahrscheinlich sogar noch weniger, da orientalische Frauen sehr viel schneller altern als europäische. Die einzige logische Erklärung schien mir zu sein, die Tochter oder Enkelin des Legendenbegründers vor mir zu sehen, die nach dessen Tod in seine Maske geschlüpft war.

Doch das erklärte nicht ihre seltsame Ausstrahlung, die mich

unwiderstehlich anzog und gleichsam vor ihr zurückschrecken ließ. Ich fand den Gedanken zuerst verrückt, doch sie erinnerte mich irgendwie an Priscylla. Dabei war sie mit ihrer leicht gebräunten Haut und ihren dunklen Haaren und Augen ein ganz anderer Typ. Und wo Priscylla sanft und zärtlich war, war Sill hart wie Diamant und trotz ihres südlichen Temperamentes kalt wie Gletschereis. Und doch war sie Priscylla auf eine seltsame Weise ähnlich.

Ich kämpfte gegen meine Fesseln an, um sie besser betrachten zu können, und sah, daß sie meinen Blick erwiderte. Ihr Gesicht wirkte wie erstarrt; nur in ihren Augen war noch Leben, wenngleich sie jetzt nicht mehr vor Zorn flammten, sondern allenfalls glommen wie erlöschende Kohlen.

Doch hinter ihrer Stirn überschlugen sich die Gedanken. Sie dachte so intensiv, daß ihre Gefühle auf mich überstrahlten. Es war beinahe wie eine gedankliche Verbindung, ein Band, das sich zwischen uns spannte und das ich in dieser Intensität bisher allenfalls bei Shadow gespürt hatte.

Für einen Moment gab ich mich einer schier wahnwitzigen Hoffnung hin. War es möglich, daß...

Ich verscheuchte den Gedanken. Shadow war tot, und wir waren hier nicht in Dallas, wo Tote regelmäßig wieder auftauchten, zur Not mit einem neuen Gesicht.

Und da wußte ich plötzlich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Sie erinnerte wirklich an Pri. Doch nicht an die sanfte Priscylla mit ihrem verwirrten Geist, sondern an die Priscylla, die ich zuerst kennengelernt hatte – an den Körper, der vom Geist der Hexe Lyssa beherrscht worden war.

Und diese Ähnlichkeit war so frappierend, daß ich erschrak. Sill besaß die gleiche zeitlose Ausstrahlung wie Lyssa. Doch als ich mich näher an ihren Geist herantastete, erkannte ich die Unterschiede. Sill war zwar hart und sie konnte grausam sein, doch es war keine Grausamkeit um ihrer selbst willen. Ihr fehlte das Böse, das Lyssa besessen hatte. Ich entdeckte in ihr zwar etwas unsäglich Fremdes, doch es stand mir nicht von Grund auf feindlich gegenüber. Es schien mich eher abzuschätzen. Und es strahlte eine eigenartige Ruhe und Zuversicht aus, die mir seltsamerweise meine Lage leichter zu ertragen half.

De Saint Denis trieb seine Leute zu größtmöglicher Geschwindigkeit

an. Die Sanddünen flogen förmlich an uns vorüber.

Nach einiger Zeit verließen wir die Dünenlandschaft und bogen in ein tief eingeschnittenes Tal ein. Ich schüttelte die Gedanken, die mich bewegten, ab und konzentrierte mich auf das, was vor uns lag.

Ich spürte die Ausstrahlung des Dinges lange, bevor ich es sah. Es war, als würde ich in eine Mischung aus Feuer, Wasser und Dunkelheit eintauchen, etwas, daß es nicht geben konnte. Die erste Empfindung bestand aus einem Grauen, das mich mit aller Gewalt packte. Das wie eine dunkle, alles verschlingende Wolke über dem Tal lag und mich zu verschlingen drohte.

Nur jene Orte, an denen sich einer der GROSSEN ALTEN selbst aufgehalten hatte, strahlten dieses Gefühl von Verderben und einem Tod aus, der keiner war, sondern der Beginn eines nie endenden Schreckens. Die dämonenhafte Woge des Bösen bereitete mir derartige geistige Qualen, daß ich aufschrie.

»Sidi, was ist?« fragte Sill erschrocken. Ihre Stimme drang nur verzerrt und unendlich leise in mein Unterbewußtsein vor, doch sie half mir, mich aus den mit schwarzem Schrecken erfüllten Tiefen emporzureißen, in denen ich mich zu verlieren drohte. Mein Herz schlug wie rasend, und obwohl meine Lungen so schnell arbeiteten, daß sie schmerzten, hatte ich das Gefühl zu ersticken.

War es möglich? dachte ich entsetzt. War dies der Grund, aus dem ich hierher gelockt worden war? War das SIEGEL, das ich gefunden hatte, vielleicht nur ein Köder? Der Köder in einer Falle, in der einer der GROSSEN ALTEN selbst auf mich wartete, um sich endlich des lästigen Sterblichen zu entledigen, der ihnen so viele Schwierigkeiten bereitet hatte?

Dann spürte ich den Unterschied.

Nein – es war kein GROSSER ALTER selbst, dessen Nähe ich fühlte. Es schien mir nun eher, als wenn sich dort einer ihrer Handlanger über längere Zeit festgesetzt hatte.

Mir kamen Gesprächsfetzen in den Sinn, die ich während des Rittes von den Templern und Mamelucken gehört hatte. Einer der legendären Master des Ordens stand im Begriff, mit seinen Leuten irgendeine Festung des Verderbens anzugreifen.

Hatte der Desert-Master es auf dieses fremde Ding abgesehen, das sich in der Bastion des GROSSEN ALTEN eingenistet hatte?

Das nächste, was ich klar vor meinen Augen sah, war die Verbindung, die zwischen dieser unbekannten Kraft und Sill bestand.

Ich erschrak. Sill war SEIN Geschöpf!

Doch sie war nicht SEINE Sklavin, wurde mir im gleichen Augenblick klar. Dies überraschte mich. Bis jetzt war ich gewöhnt, daß Wesen wie die GROSSEN ALTEN oder mächtige Magier wie Necron in ihren Dienern nur ein Werkzeug sahen, das man benützen – und wegwerfen – konnte, wie es ihnen beliebte.

Doch hier lag die Sache anders. ER gab ihr die Kraft (und vielleicht sogar die Jugend), die Sill für ihren Feldzug gegen die Templer brauchte. Dafür war sie bereit, für IHN zu arbeiten. Es war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit, in dem der freie Wille beider Partner entschied.

Und so ging es weiter. Während ich scheinbar reglos über dem Rücken des Kamels hing, ergoß sich ein Strom von Wissen in mein Bewußtsein, von dem ich nicht wußte, woher es kam, an dem aber kein Zweifel bestand. Es war keine Stimme, keine bewußte Übermittlung von Worten oder Begriffen. Ich wußte einfach. Es war, als hätte ich all diese Dinge schon immer gewußt und nur für eine Weile vergessen.

Gut eine Stunde ritten wir zwischen sich abwechselnden Sand- und Felsformationen hindurch, und während all dieser Zeit sickerte Wissen in mein Bewußtsein, mehr und deutlicher, je weiter wir uns dem Quell dieser düsteren Ausstrahlung näherten.

Und dann erreichten wir das Tal.

* * *

Guillaume de Saint Denis war der Verzweiflung nahe. Äußerlich war ihm nichts anzumerken: Der grauhaarige Templer ritt mit unbewegtem Gesicht an der Spitze der kleinen Kolonne, hoch aufgerichtet, trotz der leicht hängenden Schultern und der verkrampften Haltung, in der er die rechte, verwundete Hand auf den Sattel vor sich gebettet hatte.

Sein Gesicht glänzte vor Schweiß, und seine Augen hatten einen matten, leicht fiebrigen Glanz angenommen. Wem immer dies aufgefallen wäre, hätte es auf die Verwundung zurückgeführt und auf

die tagelangen Strapazen, die er durchgestanden hatte. Und es wäre nicht einmal falsch gewesen – Guillaume de Saint Denis war mit seinen Kräften am Ende. Er hatte körperlich mehr gegeben, als so mancher andere Mann in seinem Alter gekonnt hätte, und selbst ihn würden die Strapazen umbringen, wenn er sich nicht bald die Ruhe gönnte, nach der sein Körper schrie.

Und doch verschwendete er kaum einen Gedanken daran, ebensowenig wie an Sill el Mot, den Templerjäger, den... nein, die sie nach so langer Zeit nun endlich in ihrer Gewalt hatten, oder an Robert Craven, den englischen Magier, der ihm so viele Schwierigkeiten bereitet hatte – nicht einmal an das Auge des Satans, das er nun endlich zu seinen Brüdern bringen und mit dessen Hilfe sie die Festung des Antichristen vernichten konnten.

Er hätte all dies getauscht gegen eine einzige Stunde mit ihr.

Gegen eine Minute.

Gegen einen einzigen Blick aus ihren unergründlichen, dunklen Augen.

Guillaume merkte kaum, daß sie der Sandrose immer näher kamen; er befand sich in einem Zustand, der irgendwo zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Trance und totaler Erschöpfung war. Bis vor kurzem hatte er noch etwas gehabt, womit er sich ablenken konnte – die Jagd auf Robert Craven und Sill el Mot. Sie hatte ihn längst nicht mehr wirklich interessiert, so wenig wie ihn die Sandrose interessierte, die anderen Templer, selbst sein Glaube, für den er noch vor wenigen Tagen mit Freuden sein Leben geopfert hätte. Aber sie war ihm gerade recht gekommen, seine Gedanken abzulenken, ihr Bild – wenigstens für eine Weile – aus seinem Geist zu verdrängen.

Jetzt ging nicht einmal mehr das.

Sie ritten durch die Wüste, die an dieser Stelle eine bizarre Mischung aus ineinanderfließenden Fels- und Sandformationen war, aber er sah nichts von all den bizarren Schöpfungen einer launischen Natur. Er sah nur sie.

Hatte sie nicht gesagt, daß sie kommen würde, wann immer er sie rief? Sie, die Frau, die nach seinen Gedanken und Wünschen erschaffen worden war, das Weib seiner Träume, dem all sein Sehnen galt – immer gegolten hatte, auch lange, bevor er sich dessen bewußt geworden war.

Und er hatte sie gerufen, tausendmal.

Er hatte in seinen Gedanken verzweifelt nach ihr geschrien, immer und immer wieder.

Aber sie war nicht gekommen.

Guillaume de Saint Denis wußte, daß er sterben würde, wenn es ihm nicht gelang, sie wiederzusehen.

Fast ohne sein Zutun kroch seine Hand zum Gürtel, schmiegte sich um das Yighhurat, das er darunter verborgen hatte, und zog sich so hastig wieder zurück, als hätte sie glühendes Eisen berührt.

Nein, dachte er.

Er würde der Versuchung widerstehen.

Noch war er stark genug dazu.

Noch...

* * *

Der Anblick der Wüstenfestung traf mich wie ein Schock. Ich hatte ein altes römisches Kastell erwartet, eine arabische osmanische Trutzburg, vielleicht sogar etwas so Bizarres wie Nizars Alptraumfestung – aber nicht das!

Unser kleiner Trupp hatte angehalten, als wolle Guillaume de Saint Denis Sill und mir ausreichend Gelegenheit geben, das Ding zu bewundern, das unter uns lag, halb im lockeren Flugsand der Wüste versunken, halb mit dem zerschundenen Fels verwachsen, der aus ihm hervorblickte.

Es war das phantastischste Gebilde, das ich jemals gesehen hatte. Keine Festung der GROSSEN ALTEN. Keine arabische Ausgabe der Drachenburg. Nichts von alledem, was ich zu sehen erwartet hatte.

Unter uns lag eine gigantische Sandrose, ein berggroßes Ding aus erstarrtem Salz und Kristall, übersät mit Tausenden bizarrer Auswüchse, die sich wie die Zweige eines Baumes über das Tal erstreckten und sich wohl auch unter der Wüste fortsetzten.

Vier Mamelucken standen am Fuß der Sandrose; winzige bunte

Spielzeugfiguren vor dem Hintergrund des gewaltigen Gebildes. Als sie uns erkannten, liefen sie uns entgegen und ergriffen die Zügel, die ihnen die Templer zuwarfen.

»Wo ist Bruder Valois?« fragte de Saint Denis hastig.

Einer der Mamelucken antwortete in einem mir unbekannten Dialekt und deutete heftig gestikulierend auf die Sandrose. De Saint Denis fluchte ungehemmt. Wütend sprang er aus dem Sattel, lief einen Schritt auf das unmögliche Gebilde zu und blieb wieder stehen.

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff. Die Templer waren dort drinnen!

Ich erschauderte.

Es war eine Sandrose gewesen, die mich letztendlich hierher nach Arabien gelockt hatte. Ich hatte Ali von einer Sandrose reden hören und die Templer erbleichen sehen, als einer von ihnen einmal – fast im Zufall – diesen Begriff erwähnte. Aber ich hatte nicht ahnen können, daß sie das hier damit meinten. Dieses Ding war zehnfach größer als eine Festung.

»Ich werde Bruder Valois das Auge bringen«, sagte Guillaume. »Mit den Gefangenen befassen wir uns später, wenn der Sieg errungen ist. Brüder de Cadoux und de Mere – ihr haftet mit eurem Leben für sie. Die anderen kommen mit mir, um unsere Verluste auszugleichen. Adschoub wird uns führen!«

»Seid ihr bereit, Herr?« Der Genannte trat auf de Saint Denis zu und kreuzte die Arme vor der Brust.

De Saint Denis nickte. »Vier Mann bleiben hier, um die Gefangenen zu bewachen«, ordnete er an. »Der Rest folgt mir!« Mit diesen Worten ging er auf die Wand der Sandrose zu – und verschwand in ihr! Er trat nicht etwa hindurch oder teilte sie wie weiland Moses das Rote Meer – nein, er verschwand. Von einer Sekunde auf die andere war er fort, so spurlos, als hätte es ihn niemals wirklich gegeben. Und die Mamelucken folgten ihm, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Innerhalb weniger Sekunden blieben nur die beiden Templer und ihre vier Handlanger zurück.

Es war de Cadoux und de Mere anzumerken, daß sie nicht gerade begeistert waren, auf uns aufpassen zu müssen, während ihre Gefährten ins Innere der Sandrose vordrangen. Aber ich glaubte auch ein gewisse Erleichterung zu erkennen, obwohl sie sich alle Mühe

gaben, äußerlich unbewegt zu erscheinen. Was mochte in diesem gewaltigen Kristallgewächs auf die Männer lauern?

Sie befahlen den Mamelucken mürrisch, uns von den Kamelen zu binden und an die Kristallwand zu legen. Danach öffnete de Cadoux seine Satteltasche und holte eine bauchige Flasche heraus.

»Man kann über die Heiden sagen, was man will, aber in dem Wein, den sie keltern, glüht das Feuer des Südens«, sagte er, während er die Flasche mit den Zähnen entkorkte. Da die Mamelucken die Pferde und Kamele in den Schatten trieben, waren Sill und ich für einige Augenblicke uns selbst überlassen.

Ein warnendes Blitzen in den dunklen Augen der Frau ließ mich aufhorchen. Sill lag neben mir, aber ihre scheinbar resignierte Haltung täuschte. Ihr Körper war angespannt wie eine Stahlfeder. Sie rollte sich mühsam herum, bis sie mit den auf den Rücken gefesselten Händen zur Wand lag, und bedeutete mir, das gleiche zu tun.

Die Kristallwand fühlte sich kalt an, obwohl die Sonne unbarmherzig vom Himmel brannte. Gleichzeitig spürte ich, wie sie sich unter meinen Händen zu verändern begann. Etwas Kantiges, Scharfes glitt über mein Handgelenk und ritzte meine Haut. Eine Sekunde später schloß es sich um die Stricke.

Einen Augenblick lang wurden die Fesseln so stramm gezogen, daß ich vor Schmerz aufstöhnte. Dann war es vorbei. Die Stricke lagen nur noch locker um meine Handgelenke. Ich versuchte vorsichtig, den linken Arm zu bewegen. Es ging ohne Mühe.

Ich hielt inne und spähte zu Sill hinüber. Sie nickte mir mit verbissenem Gesicht zu und sah dann lauernd auf die beiden Templer, die mittlerweile ihre Flasche geleert hatten und gegen die Kristallwand gelehnt den Mamelucken bei der Arbeit zusahen.

Es ging so schnell, daß ich den Geschehnissen kaum folgen konnte. Plötzlich wuchsen zwei Kristallarme aus der Wand und schlossen sich um die Kehlen der Templer; steinernen, fingerlosen Händen gleich, die mit erbarmungsloser Kraft zudrückten. De Cadoux öffnete den Mund zum Schrei, doch er brachte nur ein Stöhnen hervor, das sofort wieder erlosch, während sich de Meres Augen vor Entsetzen weiteten und seine Arme zu der steinernen Würgeschlinge hochschnellten.

Doch es war zu spät. Die kristallenen Hände packten mit ungeheurer Kraft zu, ergriffen nun auch die Arme und Hände der beiden Ritter und hielten sie fest. Dann begannen sie sich zusammenzuziehen.

Ich schloß die Augen und wandte mich ab. Als ich die Lider vorsichtig wieder hob, waren die beiden Körper erschlafft, während sich die Kristallwand hinter ihnen rot zu färben begann.

Jetzt erst bemerkten die Mamelucken, daß irgend etwas geschehen war. Sie ließen die Sättel fallen, die sie gerade den Pferden abgenommen hatten, ergriffen ihre Waffen und kamen im Laufschritt auf uns zu. Sill sprang wie ein Blitz auf die Beine und schnappte sich das Schwert de Cadoux'. Ich versuchte, es ihr gleichzutun.

Als ich das Schwert des zweiten Templers aus der Scheide zog, hatte ich das Gefühl, einen Bleibarren in den Händen zu halten, so schwer kam es mir vor. Doch ich hatte keine Zeit, meiner Schwäche nachzugeben, denn die Mamelucken waren keine zehn Yards mehr von uns entfernt.

Sill mußte wohl begreifen, daß ich ihr keine große Hilfe sein konnte, und stürzte lautlos vorwärts, ohne auf mich zu warten. Ihre Klinge glitzerte im Sonnenlicht, als sie pfeifend niedersauste und den ersten Mamelucken traf. Zwei andere versuchten, Sill in die Zange zu nehmen, doch sie hielt sie mit knappen Hieben auf Abstand und lauerte auf einen Fehler der Feinde.

Ich für meinen Teil hatte genug mit dem vierten Mamelucken zu tun. Der Mann deckte mich mit einem Hagel von Schlägen ein, die ich mit dem schweren Schwert kaum parieren konnte. Seine Klinge durchbrach zwei-, dreimal meine Verteidigung, doch zu meinem Glück waren die Verletzungen, die ich erhielt, nicht so schwer, um mich wehrlos zu machen – im Grunde nur Kratzer, die allerdings gemein weh taten.

Ich stolperte einige Schritte seitwärts, um etwas Raum zwischen die Mamelucken und mich zu bringen, und hielt ihm die Spitze meines Schwertes entgegen. Er versuchte ihr zu entgehen, doch ich machte die Bewegung mit.

Plötzlich schlug er mit seinem Säbel gegen mein Schwert, um die Klinge beiseite zu schieben, und stürmte auf mich zu. Ich brachte die Waffe gerade noch hoch. Das rettete mein Leben.

Und beendete das seine. Ich spürte den Ruck, als er haltlos nach vorn taumelnd in die Klinge lief…

* * *

Der Weg war die Hölle. Guillaume de Saint Denis wußte längst nicht mehr, wie vielen Schrecken sie begegnet waren, wie viele steinerne Hände aus den Wänden nach ihnen gegriffen, wie viele felsige Mäuler nach ihnen geschnappt, über wie viele Tote sie gestolpert waren. Das Yighhurat schützte sie, das wußte er – keine der Gefahren, die die Sandrose gegen sie aufbot, vermochte ihm und seinen Begleitern jetzt noch etwas anzuhaben.

Wogegen es ihn nicht schützen konnte, war das Grauen.

Er sah Tote – Mamelucken, aber auch Templer, entsetzlich viele Templer – von steinernen Händen erwürgt, von Felsnadeln durchbohrt, zu Tode gestürzt in jäh aufklaffenden Abgründen. Ein paarmal glaubte er entsetzlich verzerrte menschliche Gestalten zu erkennen, die zur Gänze in die kristallenen Wände eingeschlossen waren, dann wieder einen Templer, dessen Beine bis zur Hüfte hinauf zu Stein erstarrt waren.

Was er sah, war das, was er hatte verhindern wollen.

Er war zu spät gekommen. Das Yighhurat, das er brachte, war vielleicht noch in der Lage, die Sandrose und ihren satanischen Beherrscher zu vernichten – aber die Leben seiner Brüder würde es nicht mehr retten.

Und er, Guillaume de Saint Denis?

Seltsamerweise dachte er nicht an sein eigenes Leben. Wie von Furien gehetzt, rannte er durch die labyrinthischen Gänge der Rose, der Spur aus Toten folgend, die ihn zu Valois führen mußte.

Aber alles, was er sah, war das Gesicht einer schwarzhaarigen Frau.

* * *

»Ist alles in Ordnung, Sidi?« Sill el Mot wischte ihr Schwert am Haik eines toten Mamelucken ab, während sie sich zu mir umsah. Ich ließ das Schwert fallen, das mir jetzt endgültig zu schwer wurde, und nickte. In Wirklichkeit war ganz und gar nichts in Ordnung, aber ich hatte das Gefühl, daß eine Diskussion über diesen Punkt ziemlich sinnlos wäre.

»Ich bin okay«, murmelte ich, und fügte »Völlig in Ordnung«, hinzu, als Sill mich fragend ansah.

»Fühlst du dich kräftig genug, mir zu folgen?«

»Dort hinein?« fragte ich zweifelnd, und deutete auf die Sandrose.

Sill nickte. Mit einem Male sah sie sehr ernst aus. »Die Templer dürfen nicht siegen. Doch du brauchst eine Waffe, denn wir werden kämpfen müssen!«

Ich nickte abermals, hob das Schwert wieder auf und drehte es grimassenschneidend in den Händen. Das Ding wog mindestens einen Zentner.

Sill drehte sich ohne ein weiteres Wort um und lief zu den Pferden, wo die Mamelucken das Gepäck aufgeschichtet hatten. Schon nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück, nahm mir das Schwert ab und legte mir statt dessen meinen Stockdegen in die Hand.

Wir sprachen kein Wort mehr, während wir uns der Stelle näherten, an der Guillaume und die anderen verschwunden waren.

Aber ich hatte das Gefühl, vor Angst schlichtweg im Boden zu versinken...

* * *

Der Kampf wurde immer härter. Hendrik van Rettens Arme waren taub von den vielen Schlägen, die er geführt hatte, doch die Armee der Felstrolle schien unerschöpfliche Reserven zu besitzen. Zwar tat der Desert-Master sein Möglichstes, um die Ungeheuer zu vernichten, bevor sie seinen Leuten gefährlich werden konnten, doch die Schwerter Hendriks und seiner Gefährten bekamen noch genug Arbeit, da de Valois mit seinen magischen Kräften immer nur ein paar Felstrolle auf einmal bekämpfen konnte.

Van Retten hatte längst begriffen, daß es absolut kein Zufall war, daß sie so tief in die gigantische Sandrose hatten eindringen können. Es war eine Falle – eine teuflische, ausweglose Falle, in die sie blindlings gestolpert waren. So viele Ungeheuer sie auch vernichteten, es kamen immer neue, und so gering ihre Verluste waren – sie hatten Verluste, und ihre Zahl war geschrumpft; fast unmerklich, aber unaufhaltsam. Sie konnten nicht mehr siegen. Alles, was ihnen jetzt noch blieb, war, ihr Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Hendrik führte einen wuchtigen Schlag gegen einen kantigen Troll,

der eher einem Felsbrocken als einem menschenähnlichen Geschöpf glich. Die Klinge prallte an dem Sandstein ab und klirrte gegen den Boden. Bevor er sie wieder vollends heben konnte, hatte ihn der Troll gepackt.

Schon spürte er die steinernen Klauen an seiner Kehle, da ließ ihn das Ungeheuer plötzlich wieder los, und er stürzte zu Boden. Als die roten Schleier von seinen Augen gewichen waren, sah er in das grinsende Gesicht de Saint Vires, der eben sein Schwert aus den Überresten des Felstrolles zog.

»Ein Franzose begleicht stets seine Schulden, mein Freund!« lachte er. Dann, als er Hendriks suchenden Blick bemerkte: »Das war der letzte Troll! Wir sind die Sieger!«

Doch Hendrik war sich da gar nicht so sicher. Irgendwie war es ihm, als würde der Satan lediglich all seine Kräfte für den entscheidenden Angriff sammeln. Aus diesem Gefühl heraus nahm er sein Schwert mit einem Ruck vom Boden auf.

Ein feines kristallines Klirren erfüllte den Gang, schwoll an, bis die Trommelfelle zu dröhnen begannen – und erlosch mit einem Schlag. Im nächsten Moment war ein Geräusch zu hören, das wie das Kratzen vieler kleiner, krallenbewehrter Pfoten klang.

Sehr vieler Pfoten.

Entsetzlich vieler Pfoten!

»Mon Dieu!« schrie de Saint Vire auf, als sich Wände und Boden des Ganges in eine Unzahl dunkler Leiber von Rattengröße auflösten, die sich wie eine steinerne Flutwelle auf die Templer zuwälzten.

Der Desert-Master streckte der dunklen Woge in einer raschen, hastigen Geste beide Hände entgegen. Hunderte der kleinen Felsgeschöpfe zerfielen zu Sand und Staub. Doch für jede vernichtete Steinratte stürmten sechs andere heran. Innerhalb weniger Sekunden hatten sie de Valois erreicht, schnappten nach seinen Beinen und wurden von der Wucht der nachdrängenden Tiere an seinem Körper hochgetragen.

Nur wenige Augenblicke später kämpften die Templer wieder um ihr Leben. Ihre Schwerter zuckten den kleinen Teufeln entgegen und zertrümmerten sie zu Dutzenden. Doch dafür hingen Hunderte an jedem Mann und verbissen sich in seinen Körper. Hendrik sah, wie de Saint Vire neben ihm von der Woge zu Boden gerissen wurde. Ein

entsetzter, überschnappender Schrei klang auf. Dann sank die Schwerthand des Franzosen nieder und er lag still, während seine Mörder weiterstürmten.

Hendrik warf sein in diesem Kampf nutzlosen Schwert beiseite, pflückte sich die Steinratten mit den gepanzerten Handschuhen vom Leib und schleuderte sie zu Boden, um sie unter seinen Füßen zu zerstampfen.

Einige andere Templer folgten seinem Beispiel. Ihre Rüstungen schützten sie größtenteils vor den Zähnen der kleinen Ungeheuer; dennoch bluteten die meisten schon nach kurzer Zeit aus einer Vielzahl von Wunden. Und die Zahl derer, die zu Boden gerissen wurden und unter der Masse der Ratten verschwand, wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Hendriks Beine wurden schwer, und er spürte, daß er von dem Gewicht der an ihm hängenden Steinratten jeden Augenblick zu Boden gerissen würde. Verzweifelt zerrte er die bissigen Geschöpfe von seinem Hals und zerschmetterte sie an der Wand.

Endlich konnte De Valois sich mit einer verzweifelten Anstrengung seiner magischen Kräfte freikämpfen und kam nun seinen Männern zu Hilfe. Innerhalb von Sekunden zerfielen die bissigen Ungeheuer zu Staub.

Und dann war es vorbei. Hendrik klopfte sich den Staub voller Ekel von der Rüstung und blickte sich um. Was er sah, versetzte ihm einen Schock. Nur ein gutes Drittel seiner Ordensbrüder und ein kläglicher Rest der Mamelucken stand noch auf den Beinen. Von den übrigen kündeten nurmehr aufgeworfene Hügel aus Staub und losem Geröll.

Erschöpft taumelte Hendrik dorthin, wo de Saint Vire gefallen war, und kniete sich neben dem steinernen Sarg nieder. Der Schatten des Desert-Master fiel verzerrt über ihn. Er schaute auf und erkannte den Schrecken, der sich in den Augen Philippe de Valois festgesetzt hatte. Das Gesicht des Desert-Masters jedoch wirkte wie aus Stein gemeißelt.

Unter dem magischen Blick de Valois' zerfiel der steinerne Sarg zu Staub und Asche. Ein Templer schrie auf, als er die gebleichten Gebeine und vermoderten Rüstungsteile sah, die von de Saint Vire übriggeblieben waren.

»Ich glaube, wir können darauf verzichten, uns die anderen Opfer anzusehen«, sagte de Valois mit tonloser Stimme und verschloß das Grab seines Sekretärs wieder. Dann straffte er seinen Körper und warf

einen flammenden Blick in die Runde.

»Auch das wird den Antichristen nicht vor unseren Schwertern retten!«

Da wurde es plötzlich unruhig hinter ihnen. Drei, vier Mamelucken stolperten mit zerfetzten Gewändern in den Gang. Guillaume de Saint Denis folgte ihnen auf dem Fuße. Hinkend pflückte er sich eine letzte Steinratte aus dem Genick und schleuderte sie gegen die Wand, daß sie in tausend Stücke zerschellte. In der anderen Hand schwenkte er einen leuchtenden Gegenstand, der nur notdürftig von einem Tuch umhüllt wurde.

Während der Desert-Master de Saint Denis mit einem jubelnden Ruf entgegeneilte, streifte Hendrik mit einem Blick die Decke – und sah, daß sie sich zu einem Stalaktitenmeer formte. Er stieß einen gellenden Warnruf aus, der de Valois herumfahren ließ. Doch als der Desert-Master die neue Gefahr entdeckte, war es bereits zu spät.

Für einen Augenblick sah es aus, als wenn de Saint Denis in einen Sumpf geraten wäre, denn er sank bis zu den Knien im Felsboden ein. Einen Lidschlag wurde der Boden wieder zu festem Stein und mauerte de Saint Denis' Füße ein. Der Templer stürzte vom eigenen Schwung getragen vornüber und schrie vor Schmerz auf.

Gleichzeitig lösten sich die ersten Stalaktiten mit einem singenden Ton von der Decke. De Saint Denis' Schreien brach ab, als eine meterlange Kristallspitze seinen Rücken durchschlug.

In den nächsten Sekunden waren die meisten Templer und Mamelucken wie mit dem Boden verwurzelt. Nur Hendrik und einige andere, die direkt neben dem Desert-Master standen, konnten sich noch frei bewegen. Doch auch auf sie prasselte der steinerne Regen nieder. Die Schreie der sterbenden Männer erfüllten den Gang mit einem grausigen Stakkato. Hendrik sprang in verzweifelter Hast zwischen den niedersausenden Stalaktiten umher und erwartete jeden Augenblick sein Ende.

Da wurde sein Blick auf de Saint Denis gezogen, dessen Hand sich um das leuchtende Auge geschlossen hatte. Der Mann mußte tot sein, doch plötzlich bewegte er den Kopf und starrte einen Moment verwirrt auf das Chaos aus Stein und niederprasselndem Verderben. Dann bleckte er die Zähne zu einer fürchterlichen Grimasse, hob mit unendlicher Mühe die Hand und schleuderte das Auge nach vorn.

Philippe de Valois hechtete auf den Boden, packte das Auge, bevor es

der Fels verschlingen konnte, und reckte es hoch in die Luft.

Ein Zittern durchlief den Gang. Steinsplitter sprangen von den Wänden. Einer traf Hendriks Gesicht und riß eine blutige Furche in seine Wange. Doch er bemerkte es nicht einmal, starrte nur mit weitaufgerissenen Augen zur Decke, die sich wie die Oberfläche eines sturmgepeitschten Meeres bewegte. Doch kein einziger Stalaktit regnete mehr auf die erschöpften Männer herab, die noch gar nicht begreifen konnten, daß sie diesen letzten Angriff des Satans überlebt hatten.

Aller Augen richteten sich auf Philippe de Valois, der hochaufgerichtet in der Mitte des Korridors stand und das Auge umklammerte. Seine Gestalt schien wie unter einem inneren Feuer zu erglühen.

Ein Schrei ertönte, so laut und so schrecklich, daß sich die Männer wimmernd am Boden wälzten. Sand und Steine rieselten von Decken und Wänden. Die ganze Wüstenburg begann zu beben und zu zittern. Feine Risse bildeten sich im kristallinen Gestein und wuchsen in rasender Eile zu breiten, alles verschlingenden Spalten.

»Schnell! Hinaus!« übertönte de Valois’ Stimme das infernalische Tosen. »Die Sandrose wird jeden Moment zerfallen!«

* * *

Der Schlag war so hart, daß er mich gegen Sill prallen ließ. Halb aneinandergeklammert stürzten wir zu Boden, während rings um uns herum Stein und scharfkantige Kristalldolche von der Decke prasselten. Zwei, drei kleinere Splitter trafen mich. Ich fühlte den Schmerz, versuchte ihn zu ignorieren und stemmte mich wieder hoch, beide Hände über den Kopf geschlagen, um nicht von einem tödlichen Kristallgeschoß erschlagen zu werden. Nicht, daß es mir genützt hätte, wäre ich wirklich getroffen worden.

Das Innere der Sandrose war ein einziges Labyrinth des Grauens. Enge, vielfach gewundene Gänge wie die Freßspuren gigantischer Würmer durchzogen das Gebilde, sich vielfach kreuzend und gabelnd oder in jäh aufklaffenden Abgründen endend. Und überall lagen Tote; Mamelucken und Tempelritter, die auf die entsetzlichsten Weisen ums Leben gekommen waren. Kein einziger war durch ein Schwert oder irgendeine andere Waffe getötet worden. Die Wüstenrose selbst hatte sie attackiert – wie die beiden Ritter, die draußen vor unseren Augen zu Tode gequetscht worden waren.

Ich taumelte weiter, wurde abermals an der Schulter getroffen und stolperte über einen Toten. Erneut bebte der Boden, und diesmal folgte dem Beben und dem Steinhagel ein entsetzlich tiefes, unglaublich mächtiges Stöhnen, als begänne das ganze gewaltige Gebilde um uns herum auseinanderzufallen. Es hörte sich fast an wie ein Schrei. So, als brülle die Sandrose ihren Schmerz heraus.

Gleichzeitig bebte der Boden unter unseren Füßen so heftig, daß wir alle Mühe hatten, uns auf den Beinen zu halten. Die Kristallwände um uns knisterten wie altes Holzgebälk. Sand rieselte wie braungelbes Blut aus den Wänden. Wenige Schritte vor uns zerteilte ein breiter, vielfach gezackter Riß den Boden wie ein erstarrter Blitz.

»Es ist zu spät!«

Ich hatte Mühe, Sills Worte durch das Weltuntergangsgetöse überhaupt zu verstehen. Der Staub war so dicht, daß ich ihr Gesicht nur noch als hellen Fleck vor mir sah. Instinktiv streckte ich die Hand aus, griff nach ihrem Arm und tastete mich daran entlang, bis ich ihre Finger berührte.

Sie wich der Berührung nicht aus; im Gegenteil. Beinahe verzweifelt klammerte sie sich an mir fest. Und für einen Moment war sie mir ganz nahe.

Es war absurd, verrückt und vollkommen unlogisch – aber plötzlich vergaß ich das tobende Chaos rings um mich herum, die einstürzende Sandrose, ja sogar die Templer und das Yighhurat – ich hatte nur noch Augen für sie, Sill. Nicht Sill el Mot, den Templerjäger. Nicht die lebende Kampfmaschine, als die ich sie erlebt hatte. In diesem Moment war sie nur noch eine Frau für mich.

Und als ich in ihre Augen blickte, wußte ich, daß sie dieses Gefühl erwiderte.

Aber nur kurz. Ein stechender Schmerz durchfuhr meinen Kopf, breitete sich in rasendem Tempo in meinem Körper aus und ließ mich vor Schmerz aufstöhnen. Ich hätte vor Qual schreien können, doch mein Mund schien mir nicht mehr zu gehören. Nur der Schmerz war noch da, und die Frau, deren Blick mich bannte. Ihre Gedanken und Sinne lagen offen vor meinem Geist, als warteten sie nur darauf, daß ich nach ihnen griff und mich ihrer bediente. Es war wie die sonderbare Übermittlung von Wissen vorhin, nur intensiver, tausendmal intensiver.

Ich wollte ihre Hand loslassen, doch ich war nicht länger Herr meiner

Kräfte, sondern nurmehr ihr Sklave. Ich sah Sills magisches Potential vor mir und tauchte in sie ein wie ein Verdurstender in einen kühlen See. Ich wurde sie – und blieb dennoch ich. Und mehr noch – ich wurde zu dem Wesen, mit dem Sill sich verbündet hatte und das vom Zaubersturm des Desert-Masters und von dem Auge schwer getroffen in seinen Kavernen tief im Bauch der Sandrose lag und auf den Tod wartete. Auf wessen Tod? Auf seinen eigenen? Auf Sills? Oder auf meinen?

Auf den Tod von uns allen, wurde mir mit eisigem Schrecken klar. Doch das, was in mir erwacht war und mich mit seinen magischen Klauen packte, das wollte leben.

Es suchte die Kraft, die das Verderben verursachte, und spürte es auf. Es war der Zauber des Yighhurats, den der Desert-Master geweckt und gegen den eigenen Schöpfer gerichtet hatte.

Die Parallelen zu den Ereignissen in der Festung der Dschinn erschreckten mich. Ich fühlte mich sterbenselend und schwach, doch das Erbe meines Vaters, meine magische Kraft, erwachte zu eigenem Leben. Verschmolzen mit Sills Geist und dem Herren der Burg, faßte sie nach dem Auge und dämpfte seine zerstörerische Kraft. Doch ich wußte, daß damit die endgültige Vernichtung der Burg und meiner Existenz nur hinausgezögert wurde, solange der Desert-Master das Yighhurat in Händen hielt.

* * *

ICH blickte durch die massiven Felswände, als bestünden sie aus Glas.

ICH sah überlebende Templer und Mamelucken in panischer Flucht dem Ausgang zustreben. Und ICH sah den Desert-Master, der sie anführte.

Er erschien MIR wie eine dunkle Wolke der Arroganz und Selbstzufriedenheit – und war doch nur ein Narr, der Kräften den Kampf angesagt hatte, derer er niemals Herr werden konnte.

Er hatte jene Geschöpfe vernichtet, die ICH als Wächter gegen die Handlanger Der Dreizehn ausersehen hatte, und damit die Macht des Verderbens, die er brechen wollte, nur noch gestärkt.

Mit einem Schritt stand ICH vor ihm und sah das Entsetzen, ja den Irrsinn in seinen Augen glühen.

Dann sah ICH mich in de Valois' Gedanken selbst. Und hatte Mühe, nicht im selben Augenblick dem Wahnsinn zu verfallen, obwohl ICH wußte, daß ICH nicht MICH selbst sah, sondern den Geist, mit dem ICH verschmolzen war. Und dem de Valois' Gedanken nach seiner eigenen, ganz persönlichen Hölle Gestalt verliehen.

Das Aussehen, das ICH angenommen hatte, war der Schrecken, das ultimative Grauen selbst. ICH überragte de Valois um mehr als eine Körperlänge. Meine dunkle Haut war von einem dichten, drahtähnlichen Fell bedeckt, das nur das Gesicht mit der scharfgebogenen Nase, dem spitzen Kinn und den glühenden, roten Augen freiließ.

Eines meiner Beine endete in einem wuchtigen Pferdehuf, und ICH schlug meinen in einer buschigen Quaste endenden Schwanz erregt auf den Boden.

Das Auffälligste an MIR waren jedoch die unterarmlangen, gebogenen Hörner, die auf meinem Kopf wuchsen, und die ICH jetzt gegen den Desert-Master senkte.

Sein Gesicht wurde bleich wie Kalk. Seine Augenlider zitterten, und sein Mund formte lautlose, irre Worte, während er die Hände auf sein Herz preßte.

Das Yighhurat fiel zu Boden und erlosch mit einem letzten Flackern, als ICH es ergriff und seine Kräfte gierig den meinen einverleibte.

»Weiche, Satanas!« schrie de Valois mit überschlagender Stimme und streckte mir sein Kreuz entgegen.

Er hätte MICH sicher auch mit Weihwasser bespritzt, wenn er welches bei sich geführt hätte. So blieb ihm zumindest die Enttäuschung erspart, auch dieses Mittel versagen zu sehen.

ICH hob das Auge hoch über den Kopf und stimmte ein meckerndes Gelächter an, das den Desert-Master heulend zurückweichen ließ.

»Komm her, du bist mein!« dröhnte meine Stimme durch die Wüstenburg und brachte ihre Wände zum Erzittern. Der Desert-Master wand sich wie ein Wurm am Boden und flehte um Gnade, doch ICH beachtete ihn nicht mehr, sondern sammelte alle magische Energie, derer ICH habhaft werden konnte, und setzte sie mit einem Schlage frei.

MEINE Gedanken vibrierten vor Anstrengung, als ICH die Wüstenburg

in eine glühende, magische Aura hüllte.

Für einen Augenblick überstrahlte dieses Feld sogar das Licht der Sonne.

Dann implodierte es mit einem donnernden Knall und riß die Burg, die Templer und MICH mit sich.

* * *

Hendrik van Rettens Gesicht war von Grauen verzerrt. Sein Verstand weigerte sich, als Tatsache anzuerkennen, was seine Augen sahen. »Wo ist die Wüstenburg, wo meine Ordensbrüder? Und wo ist der Feind?« fragte er sich beim Anblick der leeren, endlosen Wüste verzweifelt. Die Angst, allein und hilflos in diese Öde verschlagen zu sein, brachte ihn schier um den Verstand. Da entdeckte er in der Ferne einige Reiter auf schnellen, arabischen Pferden, die in vollem Galopp auf ihn zuhielten.

Er starrte auf ihre sarazenischen Gewänder und ihre Krummschwerter, die sie über dem Kopf schwangen, und sank auf die Knie, um zu beten. »Mamelucken«, krächzte er, während ihm Tränen der Erleichterung über die Wangen rannen.

Der vorderste Reiter stoppte sein Pferd so abrupt, daß der von den Hufen aufgewirbelte Sand über Hendrik hinwegfegte und ihn für einen Moment blind machte.

»Deinen Kopf für Sultan Saladin!« schrie der Araber haßerfüllt. Das Pfeifen der Schwertklinge erfüllte die Luft. Hendrik hörte noch den klatschenden Schlag, mit dem die Waffe seinen Hals traf. Dann wurde es schwarz um ihn.

* * *

»Gnade! verschone mich, Satanas!« hallte eine schrille Stimme in Philippe de Valois' Ohren. Er preßte die Hände dagegen, um diese Stimme nicht mehr hören zu müssen, bis er begriff, daß er selbst es war, der diese Worte immer wieder aus sich hinausschrie.

Entsetzt hielt er inne, öffnete die Augen und starrte auf die sonnendurchglühten Felsen, die wirr durcheinandergeworfenen Riesenblauklötzen gleich herumlagen.

Ein Geräusch ließ ihn herumwirbeln. Drei schwarzvermummte Gestalten stürmten mit erhobenen Schwertern auf ihn zu. De Valois verzog sein Gesicht zu einer erleichterten Grimasse, als er die feuerspeienden Drachen aus Gold an den Griffen glitzern sah. »Necrons Knechte!« lachte er und streckte gebieterisch die Hand aus.

Der Ansturm der drei Drachenkrieger wurde mit einem Schlag gestoppt. Ihre Körper flimmerten einen kurzen Moment wie farbiges Glas, um dann eins mit der Wüste zu werden. De Valois warf noch einen verächtlichen Blick auf die drei neu entstandenen Felsnadeln, an denen sich der Wind rieb, und ging mit raumgreifenden Schritten in die Wüste hinaus.

*

Alles um ihn herum war schwarz. Er lag auf Stein, und ein sonderbar fremder, gleichzeitig aber auch vertrauter – und ein wenig erschreckender – Ton drang von irgendwoher an sein Gehör.

Guillaume de Saint Denis öffnete stöhnend die Augen, wälzte sich herum – und stieß einen erschrockenen Schrei aus.

Seine Umgebung hatte sich vollkommen verändert. Er war nicht mehr in der Sandrose, sondern in einem gewaltigen, würfelförmigen Raum, beinahe leer bis auf einige sonderbar anmutende Möbelstücke, etwas, das ein Altar sein mochte, und fließende, zumeist schwarze Teppiche an den Wänden, die das wenige Licht auch noch aufzusaugen schienen.

Dann sah er das Mädchen.

Sie!

Guillaume fuhr mit einem Keuchen hoch. Sie war da! Sie hatte Wort gehalten. Er hatte nach ihr geschrien, in seinen Gedanken, als er glaubte, sterben zu müssen. Nach ihr, nicht nach Gott oder der heiligen Jungfrau, sondern nach ihr, der Frau seiner Träume.

Und sie war gekommen.

Er fuhr herum, wollte sich ihr nähern, und sah, wie sie vor ihm zurückwich, ein verlockendes Lächeln auf den Lippen und Spott in den Augen.

»Warte«, krächzte er. »Ich komme.«

Aber sie wich weiter vor ihm zurück.

Guillaume folgte der Dschinn, immer schneller, schließlich laufend und aus Leibeskräften nach ihr schreiend, bis sie den Eingang erreichte und mit dem gleißenden Tageslicht verschmolz.

»So bleib doch stehen!« kreischte er. »Ich muß dich haben! Bleib stehen!«

Aber die Frau war verschwunden. Statt dessen glaubte er für einen winzigen Moment etwas Schwarzes, sich Windendes, Wurmartiges davonhuschen zu sehen und so etwas wie Gelächter zu hören, tief drinnen in seinen Gedanken.

Erst dann fiel ihm auf, wo er war.

Der Platz war gigantisch. Eine schier himmelhohe Mauer schirmte ihn nach allen vier Seiten hin ab, und vor ihr, dicht an dicht, vor Entsetzen zur Lautlosigkeit erstarrt, drängte sich eine nach Tausenden zählende Menschenmenge.

Alle Gesichter waren ihm zugewandt.

Ihm und dem Gebäude, aus dem er herausgetreten war.

Langsam drehte sich Guillaume herum und sah an dem riesigen, nachtschwarzen Block hoch.

Seine Augen weiteten sich. Entsetzen trat an die Stelle der Verwirrung, als er begriff, wo er war.

Der gewaltige, schwarze Bau in Form eines Würfels, fast zur Gänze mit kostbaren Riesenteppichen bedeckt. Die ungeheuerliche Einfassungsmauer, die seinen Stein vor den Blicken Ungläubiger beschützen sollte. Die Pilger, die über Hunderte und vielleicht Tausende von Meilen herbeigekommen waren, um sich einmal im Leben nicht gen, sondern in Mekka zu verneigen.

Der riesige Steinquader war die Kaaba.

Und er, Guillaume de Saint Denis, stand vor ihrem Eingang; ein Tempelritter, ein Kreuzfahrer in voller Uniform, mit dem weißen Waffenrock mit dem blutigroten Kreuz, das Schwert in der Hand.

Ihm blieb nicht einmal mehr die Zeit, zu seinem Gott zu beten, bevor

er die Reise zu ihm antrat…

* * *

Das erste, was ich wieder bewußt empfand, waren Schmerz und Übelkeit. Mein ganzer Körper schien nur aus diesen beiden Empfindungen zu bestehen. Dazu hatte ich einen Durst, der mich schier um den Verstand brachte.

»Wasser«, stöhnte ich und wunderte mich, weil man mir sofort ein Gefäß an die Lippen hielt. Das Wasser schmeckte brackig und schal, doch im Moment stellte es für mich das Köstlichste dar, was ich jemals getrunken hatte.

Erst als das brennende Gefühl in meinem Inneren ein wenig abgeklungen war, wühlten sich die ersten Fetzen der Erinnerung aus dem dunklen Abgrund des Nichts, der mein Gehirn verschlungen hatte. Für einen Moment schien ich in flüssiges Feuer zu tauchen und schrie vor Entsetzen auf.

»Ruhig, Sidi. Es ist vorbei«, hörte ich eine sanfte, beschwörende Stimme, und fühlte mich gleichzeitig von zärtlichen und doch kräftigen Armen umklammert. Ich riß die Augen auf und sah in das Gesicht einer schönen Frau. Sie lächelte mich an und wischte mir den Schweiß von der Stirn.

»Sill?« fragte ich, da ich nicht genau wußte, ob diese Person Wirklichkeit, oder nur ein Teil eines Traumes war.

»Ich bin es, Sidi. Oh, du warst wunderbar!« Ihre Stimme klang wie Honig und Zucker zusammen und erinnerte mich vollends an die unfaßbaren Ereignisse. Ich setzte mich abrupt auf und starrte verwirrt auf die kleine Oase, in deren Schatten wir uns befanden.

»Wo ist die Wüstenburg, wo die Templer, und wo ist ER?«

»Verschwunden, Sidi! Du hast die Kraft des WESENS und die meine mit der deinen verschmolzen und die Templer durch Zeit und Raum verstreut. Die Entladung war so stark, daß sich auch das WESEN nicht mehr in dieser Zeit halten konnte, sondern in seine Epoche zurückgeschleudert wurde. Ich danke dir, daß du mich aus diesem Strudel des Verderbens gerettet hast.«

Diesmal schwang ein ehrfürchtiger Unterton in ihren Worten, der

mich fast peinlich berührte. Und ein Hauch von Angst. War ich jetzt auch für sie zu einem Ungeheuer geworden? Zu einem… HEXER?

Ich sah sie genauer an. Nein, das war nicht der Blick einer Frau, die sich fürchtet. Eher im Gegenteil. Sie bewunderte mich, und diese Bewunderung tat meinem kranken Herzen trotz allem gut. Und sie war noch immer die Sill el Mot, die ich kannte. Das bewiesen ihre nächsten Worte.

»Du hast die Templer und Mamelucken in alle Epochen verstreut, Sidi. Doch die Gefahr ist noch nicht vorüber.«

»Was ist denn überhaupt…«, begann ich – und verstummte mitten im Satz, als ich etwas Kleines, Glattes in der Hand spürte.

Es war das Yighhurat, das Auge des Satans, das mir Guillaume abgenommen hatte. Es war wieder da, als wäre nichts geschehen. Und doch war etwas anders. Es dauerte einige Sekunden, bis ich es erkannte. Das Auge war kalt und tot. Erloschen.

»Das ist eine lange Geschichte, Sidi«, antwortete Sill auf meine Frage. »Zu lang, sie dir jetzt zu erzählen. Das Wesen, das diese Sandrose und das Yighhurat schuf, ist ein Feind derer, die auch du bekämpfst. Aber nicht dein Freund«, fügte sie hinzu.

»Und… du?«

»Ich bin frei«, erklärte Sill, mit einer Überzeugung, die keinen Zweifel zuließ. »Mein Teil der Abmachung, die ich mit IHM getroffen habe, ist erfüllt. Ich bin frei und kann tun, was ich will.« Plötzlich wurde sie wieder sehr ernst. »Aber wir haben keine Zeit, Sidi. Laß uns aufbrechen. Es streifen noch immer versprengte Mamelucken hier herum. Sie werden uns töten, wenn…«

Sie brach ab. Ihre Augen weiteten sich, während sie an mir vorbei auf irgend etwas starrte, das hinter uns lag.

Abrupt drehte ich mich herum – und schrie vor Schrecken auf.

Die Wüste war verschwunden.

Der Himmel auch.

Statt dessen wälzte sich hinter uns eine gigantische, gelbbraunschwarze Mauer aus kochendem Sand heran, in der es ununterbrochen aufblitzte. Und sie kam näher. Rasend schnell näher.

»Der Todeswind«, flüsterte Sill. Und obgleich ihre Stimme nur ein Hauch war, lag ein Unterton darin, der mir deutlich genug sagte, daß das, was da auf uns zukam, alles andere als ein normaler Sandsturm war.

»Der Todeswind erwacht!« wiederholte sie. »Allah straft uns für die Macht, derer wir uns bedient haben!«

Wir begannen zu rennen. Um unser beider Leben.

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Vierzehn Jahre war es her, da er die sensationelle Wette gewonnen hatte, in achtzig Tagen den Erdball zu umrunden. Seitdem war es still geworden um Phileas Fogg. Der einstige Abenteurer widmete sich seiner lieben Frau, den beiden Söhnen und seiner Erinnerung.

Bis zu jenem schicksalhaften Tag, als er in eine zweite Wette einschlug. Fünfzigtausend Pfund Sterling standen auf dem Spiel; der Lohn für eine erneute Weltumrundung – in diesmal nur **sechzig** Tagen!

In Phileas Fogg erwachte der alte Abenteuergeist. Er konnte nicht ahnen, daß er und sein treuer Diener Passepartout nur Steine in einem Spiel waren, das uralte, dämonische Götter ersonnen hatten.

Und daß ihre Reise nur einem Zweck dienen sollte: einen Mann zu vernichten, dem die GROSSEN ALTEN den Tod geschworen hatten – Howard Philips Lovecraft...

Das unheimliche Luftschiff